

Die Aufstellung und Ausrüstung des Bataillons ist beendet. Wir beginnen mit der Schießausbildung der sMG und der Gruppenausbildung. Die Männer müssen sich aufeinander einspielen. Später folgen Zug- und Kompanieübungen, eine Verladeübung und von Zeit zu Zeit auch kleine Nachtübungen. Die Übung in größerem Verband folgt später.

Die Weihnachtszeit naht heran. Wir schicken Kundschafter auf die Dörfer, um festzustellen, ob wir die Männer über die Weihnachtsfeiertage bei den Bauern unterbringen können. Die Dorfbevölkerung ist rührend hilfsbereit. Ich habe schon meine ganze Kompanie untergebracht. Nun suche ich noch ein Quartier für Carola und mich, denn ich will versuchen, Carola über die Feiertage hierher zu holen.

Das Truppenlager **Wandern** ist ein ausgedehntes Barackenlager, das unmittelbar an der Bahnstation beginnt und von dichtem Hochwald umgeben ist. Der Übungsplatz ist offenes Gelände.

Bataillonsübung mit Scharfschießen auf dem Truppenübungsplatz **Groß-Kirschbaum**³⁴². Ich gehe los, um mit dem Scheiben-Unteroffizier die Ziele für das Scharfschießen aufzubauen. Er wartet schon an dem Deckungsbunker auf mich. Wie ich näher komme, erkenne ich den Feldwebel, der in Michailowka in meiner Kompanie Zugführer des schweren Granatwerfer-Zuges war und mir wegen seiner **Drückebergerei** in übelster Erinnerung ist. Dieser listige Lump hat es also geschafft, sich bis in die Heimat abzusetzen. Nun sitzt er hier auf dem ungefährlichen Posten eines Scheiben-Unteroffiziers in der Heimat. Weiter nach hinten geht es nicht mehr. Diese Sorte Gauner ist so gerissen, dass sie durch die kleinsten Maschen entschlüpfen und allen Heldengreifkommissionen entweichen.

Und dann treffe ich hier noch einen alten Bekannten. Es ist der Schieß-Offizier. In Jasło war ich mit ihm zusammen Feldwebel. Später waren wir zusammen in der Führerreserve, wo er, inzwischen zum Leutnant avanciert, sich **immer die bequemsten Nachtwachen** aussuchte, bis ich mich dagegen verwehrte. Der hat sich auch hier wieder einen bequemen Posten ausgesucht, in der Heimat. Der Charakter lässt sich nicht verleugnen. Inzwischen ist er sogar Oberleutnant geworden und tut sehr reserviert. Ich merke, dass ihm mein kameradschaftlicher Tonn gar nicht gefällt. Er ist sehr einsilbig, und deshalb lasse ich den aufgeblasenen Frosch bald stehen.

8. Teil Festung Kurland

Transport über die Ostsee – 4. bis 6. Kurlandschlacht – vierte Verwundung – Sumpfstellung südlich Libau

21.12.44. Alle unsere Pläne sind über den Haufen geworfen! Wir kommen nicht nach dem Westen, sondern nach Kurland! Die **3. Kurlandschlacht** hat gerade begonnen, und die Festung braucht dringend Verstärkung. Und da wir gerade einsatzbereit sind, wirft man uns hinein. Damit es schneller geht, nehmen wir nur unsere Waffen mit. Innerhalb weniger Stunden haben wir sämtliche Pferde und Fahrzeuge abgegeben und machen uns marschfertig. Wir ändern unseren Namen in „Korps-MG-Bataillon 410“ um.

23.12.44. Wir sind in **Danzig**. Da der Termin unserer Überfahrt noch nicht feststeht, hat man uns in einer Kaserne in der Nähe des Hafens untergebracht. Hier treffen wir nun die Vorbereitungen für den Heiligen Abend. Die Züge haben sich Weihnachtsbäume besorgt und richten ihre Unterkünfte für die Feier her. In meinem Kompaniegeschäftszimmer häufen sich die Marketenderwaren zu Bergen. Überall am Boden, auf Tischen und Stühlen stehen Kartons und Pakete mit Backwaren herum. Sie sind von der Wehrmacht, der Partei, dem Roten Kreuz und den Danziger Frauenorganisationen gestiftet. Die Heimat tut, was in ihren Kräften steht, um den Kämpfern ihr hartes Los zu erleichtern. Diese Opferbereitschaft des Volkes und Einzelner hat mich immer wieder in Erstaunen versetzt. Eine Gruppe von Soldaten ist mit der Verteilung der Geschenke auf die einzelnen Züge beschäftigt. Ich selbst bin mit dienstlichen Laufereien derart ausgelastet, dass ich mich um diese Arbeiten nicht kümmern kann.

³⁴² im Original lediglich „Groß-“. *Groß Kirschbaum liegt in der Nähe und ist daher anzunehmen.*

Ein Soldat meiner Kompanie ist in Danzig beheimatet: Er lädt mich für den zweiten Feiertag zum Entenbraten in sein Elternhaus. Ich lehne aber dankend ab, weil ich mich in keiner Weise verpflichtet will (auch so eine überkorrekte Angewohnheit von mir, die ich auch als Lehrer beibehalten habe, wenn Eltern mit Rücksicht auf ihre Söhne mit Einladungen oder harmlosen und oft auch ganz absichtslosen Geschenken auftraten).

Unsere Soldaten tragen schon ihre Winterausrüstung. Überall in den Straßen laufen jetzt unsere Soldaten in Wintertarnanzügen und dicken Filzstiefeln herum.

Nachmittags versammelt sich das Bataillon in einem Saal, in dem uns ein Propaganda-Offizier einen Vortrag über die Lage in Kurland hält. Er schildert uns die Größe des von uns noch gehaltenen kurländischen Raumes und nennt die Zahl und Stärke der Divisionen, Artillerie und Panzer, die dort oben kämpfen. Es sind rund 300.000 Mann. Er will uns beweisen, dass die Festung Kurland keineswegs eine Mausefalle ist, sondern eine Bastion, die dem Russen schwer zu schaffen macht und starke sowjetische Kräfte bindet, die sonst gegen Ostpreußen marschieren würden.

So kann man das natürlich auch sehen. Es ist nicht einmal ganz falsch, aber er verschweigt das Entscheidende: Dass wir, aufs Ganze gesehen, auf dem Rückzug sind. Dass wir vor drei Monaten Riga aufgeben mussten, hat er natürlich auch nicht gesagt. Er ist ja Propaganda-Mann.

24.12.44. Heiliger Abend in Danzig. Es ist dunkel. Ich gehe von einem Zug zum anderen, um an ihren Weihnachtsfeiern teilzunehmen. Bei jedem Zug halte ich eine kurze Ansprache. Zuletzt bin ich beim 1. Zug. Hier überreicht mir zu meiner großen Überraschung der Zugführer, Leutnant Harms, ein Weihnachtsgeschenk der Kompanie. Es ist ein Buch von Ludwig Thoma und ein sehr schöner Kupferstich vom Danziger Krantor.

Inzwischen ist es 23 Uhr geworden, und ich gehe noch ins Kasino herüber, wo wir Offiziere noch ein wenig beisammen sein wollen. Ich nehme ein Päckchen von Carolas herrlichen Keksen mit, die heute mit der Post gekommen waren. Es sind die einzigen Kekse, die ich an diesem Weihnachtsfest esse, denn von den Riesenmengen an Backwerk, die die Kompanie erhalten hat, habe ich keinen einzigen Krümel abbekommen, weil ich den ganzen Tag unterwegs war und die Verteiler die Sachen nur an die Züge und den Kompanietrupp ausgegeben haben. Nun sitzen wir im Kasino zusammen. Der Bataillonskommandeur, sein Adju, der O.O. und wir vier Kompanieführer. Ich biete meine Kekse an, die besonders beim Kommandeur Anklang finden. Nach dem Trubel des Tages empfinden wir die Stille des Raumes, in dem wir sitzen, als besonders wohltuend. Es wird wenig gesprochen, aber es liegt eine warme und herzliche Stimmung über unserem Beisammensein. Wir sind alle rechtschaffen müde, und deshalb dehnen wir unsere Feier auch nicht allzu lange aus.

Ich habe noch ein großes Paket mit überflüssigen Sachen gepackt, das ich nach Cammin schicken will. Darunter meinen dicken Fahrermantel und die Weihnachtsgeschenke der Kompanie. Der Danziger hat sich erboten, es mit nach Hause zu nehmen. Seine Frau will es dann zur Post bringen.

25.12.44. Erster Weihnachtsfeiertag. Früh um 7 Uhr steht das Bataillon am Kai. Wir beginnen mit der Verladung. In langen Schlangen stehen die Soldaten, hochbepackt mit Rucksack, Wäschebeutel, Karabiner, Stahlhelm und viel Gerät am Koppel. Dann setzt sich die Spitze in Bewegung, und Mann hinter Mann steigen sie das schwankende Fallreep hinauf. Während die Männer das Schiff besteigen, schwingen die Ladebäume unser Gerät in großen Netzen an Bord und setzen es auf Deck ab oder versenken es in die Tiefe der Ladeluken.

Wir sind auf See. Die Marineoffiziere haben uns in ihren kleinen Salon gebeten, wo wir nun gemeinsam bei einer Flasche Kognac von der ungewissen Zukunft reden. Einer der Offiziere ist sternhagelvoll. Er hat Weihnachtsstimmung und Katzenjammer im Alkohol ertränkt, aber er lässt es sich nicht anmerken.

26.12.44. Unser Transporter läuft in den Hafen von **Libau** ein und macht am Kai fest. In großer Schnelligkeit gehen die Kompanien von Bord. Sie begeben sich sofort in die nächsten Straßen, wo sie im Schutz der Häuser das Ende der Ausladung abwarten. Sowjetische Bombenangriffe auf den Hafen sind an der Tagesordnung. Die 3. Kurlandschlacht ist ja in vollem Gange. Deshalb sind Fliegerschutzmaßnahmen nötig. Dann sammeln wir auf einem Platz im Hafengelände, wo uns wieder ein **PK**-Offizier erwartet und uns nochmals Mut einredet. Inzwischen war unser Kommandeur schon vorausgefahren, um sich in die Stellungen einweisen zu lassen. Kurze Zeit später wird auch schon die 1. Kompanie in Marsch gesetzt. Die anderen Kompanien werden auf die einzelnen Häuser der umliegenden Straßen verteilt, wo sie auf ihren Abruf warten sollen. Ich selbst gehe noch einmal zum

Kai zurück. Immer noch pendeln die Ladebäume hin und her, und auf dem Kai wachsen die Stapel unserer Munitionskisten und des übrigen Gerätes. Ich bin mit einem Maat ins Gespräch gekommen, der mich und einen weiteren Offizier zum Essen einlädt. Wir begeben uns an Bord und verschwinden in der Unteroffiziersmesse, wo uns der Maat einen gehäuften Teller mit Bratkartoffeln, Rotkohl und Fleisch vorsetzt.

Inzwischen ist es dunkel geworden, ohne dass für uns weitere Befehle eingetroffen sind. Also heißt es warten. Wir gehen deshalb in die Unterkunftsbaracke der Marineflak, die hier den Schutz des Hafens besorgt. Die Matrosen erzählen uns spannende Episoden aus ihren Kämpfen mit den russischen Bombern. Sie sind mächtig stolz auf die hohe Zahl ihrer Abschüsse, und sie übertreiben nicht, denn die ganze Stadt ist Zeuge, wenn sie die angreifenden Bomber Stück für Stück vom Himmel holen.

Allmählich werden wir müde. Die Unterhaltung schläft ein. Einige Matrosen haben sich schon hinter ihre Kojenvorhänge zurückgezogen. Wir zwei Infanteristen haben uns dösend über den Tisch gebeugt. Dann kommt endlich der Abmarschbefehl, nach mehreren Stunden Wartezeit.

Wir marschieren einige Stunden und erreichen im Dunkeln ein kleines Dorf³⁴³, eigentlich eine Streusiedlung „denn die wenigen Gehöfte liegen weit auseinander. Hier sollen die Kompaniegeschäftszimmer eingerichtet werden. Die Kompanien lassen also ihre schweren Rucksäcke hier. Meine Kompanie stellt ihr Gepäck zugweise zusammen, macht das kleinere Grabengepäck – Sturmgepäck – fertig und zieht dann unter meiner Führung in die Stellungen. Es ist ein durchgehender Schützengraben mit einer starken vorgeschobenen Stellung. Als wir in die Stellungen einrücken, ist es immer noch dunkel. Die Bunker meines Kompaniegefechtsstandes liegen in einem Gehöft fünfzig Meter hinter dem Graben. Ich sehe mir gleich die Stellungsskizze, den Minen- und Feuerplan an. Minen liegen nur an wenigen Stellen vor dem Graben. Stacheldrahtzäune haben wir überhaupt keine. Ich laufe schnell noch einen Teil der Stellungen ab. Das andere will ich morgen machen.

Unser Graben zieht sich vor der aufgelockerten Gehöftgruppe des Dorfes **Jurmalsciems**, zwanzig Kilometer südlich von Libau mit Front nach Süden, entlang.

Als Korps-MG-Bataillon ist es eigentlich unsere taktische Aufgabe, mit unserer massierten Feuerkraft an Brennpunkten des Kampfes eingesetzt zu werden. Da aber die Frontruppen der vordersten Linie infolge hoher Verluste stark zusammengeschmolzen sind, hat man unser Bataillon aufgeteilt und kompanieweise anderen Einheiten unterstellt. Ich gehöre jetzt mit meiner Kompanie zu einem Bataillon, dessen Kommandeur ein saugrober Bayer ist.³⁴⁴ Aber auch in diesem Bataillonsabschnitt bilden wir mit unseren schweren Waffen nicht etwa eine zweite Linie (wie es eigentlich sein sollte, aber im ganzen Krieg nur selten der Fall war), sondern sind wie die Schützenkompanien vorn im Graben eingesetzt. Die HKL ist auf diese Weise zwar gut besetzt, aber hinter uns ist außer Pak und Artillerie nichts mehr. Der einzige Vorteil für mich ist, dass ich meine Kompanie geschlossen zusammen habe und mit ihr einen eigenen Abschnitt verteidige.

Da haben wir nun auf Kursen und Lehrgängen immer von der Tiefenstaffelung der Front durch eine netzartige Anlage von Verteidigungsstellungen gehört, aber hier draußen gibt es fast immer nur eine Linie, die entweder aus einem durchgehenden Graben oder einer Kette von Einzelstellungen und Schützenlöchern besteht. Seit langem ist diese Linie dann auch noch erschreckend schwach besetzt. Ich selbst habe einmal – das war mein krassester Fall – mit meiner **45 Mann starken Kompanie** (das ist ein Viertel der Sollstärke!) einen Abschnitt verteidigt, der normal mit 180 Mann besetzt sein müsste. Ich weiß, dass es aus Mangel an Soldaten immer nur zu einer dünnen Linie reicht, aber hier in Jurmalsciems könnte man eine zweite Linie aufbauen. Wir könnten die Wirkung unserer schweren Waffen besser zur Geltung bringen, die Feuerkraft des Gegners würde geteilt und zersplittert, und der Angreifer würde selbst nach Durchstoßen der ersten Linie immer noch vor einer zweiten stehen. So aber kann der Iwan sein massiertes Feuer auf eine Linie konzentrieren. Aber ich bin kein Heerführer. Lass' sie also machen.

Mein Abschnitt ist 1100 Meter lang und besteht aus einem durchgehenden Graben, der mit 90 Mann besetzt ist. Mit unseren vielen schweren MGs besitzen wir eine enorme Feuerkraft, wenigstens gegen angreifende Infanterie. In der Mitte des Abschnitts, etwa sechzig Meter hinter dem Graben, liegt das Gehöft, zwischen dessen Gebäuden die Bunker meines Kompaniegefechtsstandes liegen. Das ist soweit sehr zufriedenstellend, fast ideal, hat nur einen großen Nachteil: Die Männer sind nur kurz

³⁴³ möglicherweise *Nica*

³⁴⁴ Die *132. I.D.* stammte in der Tat aus Landshut.

ausgebildete Rekruten und umgeschulte Luftwaffenangehörige ohne jegliche Kampferfahrung, die erstmalig an der Front sind.

Unser Bauernhof ist von Zivilisten geräumt. Aber von Zeit zu Zeit kommt ein Mitglied der jetzt weiter im Hinterland lebenden Familie für ein paar Stunden her, um zu sehen, ob alles noch in Ordnung ist. Sie haben die Möbel in den Zimmern zusammengerrückt. Einmal sprach ich mit dem Bauern. Er ist sehr befriedigt darüber, dass alles noch heil und unbeschädigt ist. Ich versichere ihm, dass wir alles so schonend wie möglich behandeln. Die einzigen Lebewesen, die den Hof nicht verlassen haben, sind die Katzen.

Seit langer Zeit habe ich endlich wieder einmal eine vollzählige Kompanie. Allein mein Kompanietrupp ist 17 Mann stark: 1 Kompanietruppführer, 2 Melder, 6 Funker, 6 Fernsprecher, 2 Sanitäter.

Die Nachrichtenstaffel und die beiden Sanis sind in einem Bunker neben der Scheune untergebracht. Unter der Scheune liegt ein Bunker, den ich mit dem Kompanietruppführer bewohne. Als dritter Mann hat sich hier mit meinem stillschweigenden Einverständnis noch ein Feldweibel eingenistet. Er ist, ebenso wie der Kompanietruppführer, Luftwaffen-Feldweibel, hat von der Infanterie wenig Ahnung und war, wie die ganze Kompanie, noch nie an der Front. Ich benutze ihn als Melder. Er ist leise, unauffällig und freundlich, aber ein undurchsichtiger Schleicher. Außer dem Kompanietrupp habe ich noch eine 9 Mann starke Reservegruppe. Diese Kompaniereserve ist vorläufig in einem Zimmer des Wohnhauses untergebracht. Neben dem Wohnhaus liegt ein Munitionsbunker.

Unsere Unterstände haben alle Namen bekommen. Mein Kompanie-Gefechtsstand heißt „Carola“. Ich habe das Namensschild über dem Eingang angebracht und lasse mich mit den beiden Insassen gleich davor vom Gefreiten Otto fotografieren.³⁴⁵

Die Reservegruppe soll sich hinter dem Wohnhaus einen Bunker bauen. Sie haben gar keine Lust dazu, denn in ihrem Wohnzimmer leben sie viel gemütlicher. Der Schutzbunker ist aber notwendig, und deshalb habe ich es angeordnet. Da die Männer durch das Haus vor Feindeinsicht geschützt sind, können sie tagsüber ungehindert buddeln. So haben sie gleich eine vernünftige Beschäftigung. Der Bau geht sehr langsam voran, weil die Kerle keine Lust haben. Ich lasse sie gewähren. Sie sind ja alle Neulinge an der Front. Nach dem ersten Feuerüberfall werden sie schneller arbeiten!

Auf dem Dachboden der Scheune, die feindwärts liegt, haben wir eine kleine B-Stelle eingerichtet. Wir haben durch das Strohdach ein kleines Loch gestoßen, durch das ich mit meinem starken Fernglas das Vorgelände meines Kompanieabschnittes gut übersehen kann.

Kaum sind wir einige Tage hier in der Stellung, da haben die Landser schon eine **Kartoffelmiete** entdeckt, die auf dem Acker angelegt war. Da buddeln sie nun auch am Tage drin herum. Ich verbiete das, weil wir durch diese Bewegungen die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns lenken.

Abend für Abend, sobald die Dämmerung hereinbricht, beginne ich mit meinen Kontrollgängen durch die Stellungen. Es gibt viel kleineren und größeren Ärger. Überall ist etwas zu bemängeln, zu verbessern, zu befehlen. Selten kann ich mal loben. Da haben sie in einem Unterstand am Tage geheizt, und der Rauch hat natürlich die Lage des Bunkers verraten. Die Russen sind sehr gute Beobachter. Ein andermal steht nur ein Einzelposten, obgleich bei Einbruch der Dunkelheit ein Doppelposten aufziehen soll. Am nächsten Abend steht zwar ein Doppelposten, aber die beiden Landser unterhalten sich laut und ungeniert. Immer wieder treffe ich auf Posten, die ganz offen eine Zigarette rauchen. Da ich, mit Ausnahme des linken Flügels, einen durchgehenden Graben habe, kann ich die Stellungen auch am Tage ablaufen. Auch dann ist vieles nicht in Ordnung. Da steht ein Posten zu hoch, so dass er bis zur Brust über den Grabenrand hinausragt. Bei einem anderen stimmt das Visier am Maschinengewehr nicht. Der würde keinen Russen treffen, weil er über ihre Köpfe hinweggeschossen hätte. Ein anderer Richtschütze kennt nicht die linke und rechte Begrenzung seines Feuerraumes, so dass Lücken im Vorfeld entstehen, die nicht bestrichen sind. So ist heute dies und morgen das. Die Schuld liegt nicht immer bei den Soldaten. Sie wissen noch nicht, wie man sich im Graben und vor dem Feind zu verhalten hat. Ihre Ausbildung war zu kurz. Außerdem lernt man vieles erst aus Erfahrung, die ihnen eben noch fehlt. Vielleicht kommt auch noch eine gewisse Kriegsmüdigkeit hinzu.

Es ist nicht mehr die Truppe von 1939.

³⁴⁵ *Leider hat der Autor dieses Foto – wie so viele andere – nie erhalten.*

Da habe ich z. B. einen Feldwebel, der keinen klaren Satz und keine vernünftige Meldung herausbekommt. Jedesmal, wenn ich mit ihm zusammen komme, muss ich ihn wegen irgendwelcher Nachlässigkeiten anpfeifen. Ihm ist es nun selbst zu viel geworden. Eines Tages meldet er sich bei mir und bittet um seine Versetzung zu einer anderen Kompanie, da er mir ja doch nie etwas rechtmachen könne. Ich habe nichts dagegen und schlage ihm vor, seinen Wunsch direkt beim Bataillon vorzutragen.

Es ist spät abends. Eben hat mir der Regimentskommandeur einen kurzen Besuch abgestattet. Er war ganz allein gekommen, hatte sich nach allen möglichen Dingen erkundigt und war nur etwas verwundert über meine Verteilung der Nachtposten. Hier hatte ich ihm allerdings etwas vorgeflunkert, um zu verheimlichen, dass ich meine vorgeschobene Stellung noch gar nicht besucht hatte. Das muss ich nun schnellstens nachholen.

Diese vorgeschobene Stellung ist ein Gehöft, das etwa zweihundert Meter vor unserem Graben liegt. Ich habe sie mit einer Gruppe besetzt. Außerdem habe ich einen meiner Fernsprecher, der sich wiederholt befehlswidrig benommen hat, dorthin „strafversetzt“. Als ich ihn nun bei einem Besuch der Stellung wieder mit zum Kompanietrupp zurücknehmen wollte, zeigte er erstaunlicherweise gar keine Lust zur Rückkehr. Also ließ ich ihn hier vorn. Eine Verstärkung hier vorn konnte nicht schaden. Später erfuhr ich, dass die Gruppe da vorn ein vergrabenes Fass mit Pökelfleisch gefunden und ein herrliches Schlemmerleben geführt hatte.

Mitten in der Nacht werde ich geweckt. Der Bataillonskommandeur steht im Bunker. Er hat meinen Abschnitt kontrolliert und angeblich einen unbesetzten Postenstand gefunden. Junge, Junge, was so ein cholerischer Wurzelhuber für einen bilderreichen Wortschatz hat! Zum Schluss kollert er noch etwas von einem „Saupreiß“. Ich habe keine Widerworte gegeben, denn ich bin nicht sicher, ob er nicht doch im Recht ist.

Die vorgeschobene Gruppe meldet, dass sie in dem Wald vor dem Gehöft Licht gesehen habe. Der Wald schiebt sich hier wie eine vorgestreckte Halbinsel bis auf fünfhundert Meter an das Gehöft heran. Hier in dieser Halbinsel soll mehrmals eine Taschenlampe aufgeblitzt sein. Ich melde dies dem Bataillon und bekomme erwartungsgemäß den Auftrag, das Waldstück durchsuchen zu lassen. In der folgenden Nacht schicke ich einen Spähtrupp unter Führung eines Feldwebels ab.

Dieser Feldwebel ist derjenige, der es mit seltenem Geschick verstanden hatte, in meinen Kompaniegefechtsstand mit einzuziehen. Er hatte, als wir hier einzogen, einfach ein Bett in meinem Unterstand belegt, das für einen Melder bestimmt war. Ich ließ ihn unter der Bedingung hier, dass er Melderdienste tat. Er war sofort einverstanden, obgleich das eigentlich „unter seiner Würde“ (– als Feldwebel!) hätte sein müssen. Er ist ein dunkler, weicher Typ, höflich, aber ein Leisetreter, der sich überall durchzuschlängeln versteht. Als er sich dann aber sogar um die Ernennung zum Offizieranwärter bewarb, musste ich ihn doch etwas näher mit der Front bekanntmachen. Ich übergab ihm also die Führung des Spähtrupps. Da der Feind, wenn er überhaupt im Walde war, nach unseren bisherigen Beobachtungen sehr zurückhaltend war und sich keineswegs aggressiv verhielt, war die Aufgabe dieses Spähtrupps leicht und fast gefahrlos.

Nach zwei Stunden kommt der Spähtrupp ergebnislos zurück. Ich bin etwas enttäuscht und entlasse die Gruppe ein wenig unfreundlich. Da kommen einige Männer zu mir und beklagen sich erbost über den Feldwebel, der feige und angstvoll am Waldrand liegen geblieben war. Er war nicht zu bewegen, in den Wald hineinzugehen. Als einige Männer einmal tiefer in den Wald eindringen wollten, hat er sie sogar zurückgerufen.

Heute abend geht noch einmal ein Spähtrupp unter Führung eines Unteroffiziers hinaus. Ich gehe bis zu unserem Vorposten-Gehöft mit. Hier bin ich näher am Geschehen. Es ist finster. Ich stehe neben der Scheune bei dem Erdloch des Horchpostens. Schweigend gehen die dunklen Gestalten des Spähtrupps an mir vorbei. Sie ziehen sich in Schützenkette auseinander und verschwinden in leicht geduckter Haltung in der Dunkelheit. Sie werden sich jetzt kriechend dem Waldrand nähern. Ich bleibe noch eine Weile und gehe dann in die Bauernstube, während der Horchposten draußen bleibt. Aber lange hält es mich nicht drinnen bei der Petroleumlampe. Ich gehe wieder zu dem Posten hinaus. Wir warten und lauschen. Weder Geräusche noch Bewegungen sind wahrzunehmen. Zweieinhalb Stunden sind inzwischen vergangen. Sie müssten nun bald zurückkommen. Da – ein Schatten. Er nähert sich. Ein zweiter und dritter folgt. Sie kommen zurück. Jetzt hören wir auch ihre Schritte, und bald sind sie vollzählig da. Der Unteroffizier meldet, dass sie das ganze Waldstück abgesucht, aber

nichts Verdächtiges gefunden hätten. Damit ist die Aktion beendet. Um 2 Uhr nachts lege ich mich zum Schlafen nieder.

8.1.45. Schon seit einigen Tagen wird der linke Abschnitt meiner Kompaniefront, den Leutnant Harms mit seinem Zug besetzt hält, von russischen Granatwerfern beschossen. Eben erhalte ich die Meldung, dass Leutnant Harms und zwei Mann verwundet sind. Ich beschließe, gleich hinüber zu gehen. Diesen Zug habe ich nicht so oft kontrolliert wie die anderen. Schließlich ist dort ein Offizier als Zugführer. Trotzdem stimmt auch da so manches nicht. Harms beurlaubt einfach Leute, schickt sie ohne mein Wissen zum Tross oder zum Kartoffelsuchen und führt unmögliche Sitten und Gebräuche im Graben ein. Erst kürzlich habe ich diesen jungen, unerfahrenen Stift am Telefon ganz gehörig zusammengestaucht. Auf dem Weg zum 1. Zug komme ich am Bataillonsgefechtsstand vorbei und mache da mal einen kurzen Besuch, ohne mich lange aufzuhalten. Als ich dann auf die Ruine zusteuere, in der Leutnant Harms seinen Zuggefechtsstand hat, sehe ich weißen Rauch aus dem Schornstein kräuseln; und das am helllichten Tag! Kein Wunder, dass sich der Russe das nicht tatenlos ansieht. Jetzt ist mir der Grund seiner Feuerüberfälle sofort klar! Bei meinem Eintritt in das zerschossene Haus erhebt sich Leutnant Harms mit freundlichem Lächeln. Auf dem Tisch vor ihm steht eine große Schüssel mit Bratkartoffeln. Ich suche vergeblich nach seiner Verwundung im Gesicht, die er sich vorgestern geholt haben soll. Es stellt sich heraus, dass es ein winziger Kratzer an der Lippe war, von dem schon heute nichts mehr zu sehen ist. Und da wünscht er noch, dass ich ihm die Verwundung bestätige. Ich lehne ab. Anschließend machen wir dann noch einen Gang durch die Stellungen seines Zugabschnittes. Schon den ersten Posten treffe ich rauchend an. Da hat es mir dann gereicht.

Die Vernachlässigung der Postenanweisungen wurde mir schließlich zu toll, und da auf der letzten Besprechung beim Regiment auch dort über die gefährliche Sorglosigkeit der Posten Klage geführt wurde, machte ich den Vorschlag, das Regiment möge einmal einen den Kompanien unbekanntem Mann nach vorn schicken, um die Zuverlässigkeit der Leute zu prüfen. Das geschah auch bald darauf, und zwar hatte das Regiment boshafterweise in meinem Abschnitt begonnen. Ein Unteroffizier und ein Gefreiter vom Regimentsnachrichtenzug haben die Kontrolle durchgeführt. Sie haben eben meinen Bunker verlassen, nachdem sie mir ihre Erlebnisse geschildert haben. Sie waren durch meinen Graben gegangen, haben alle Posten angesprochen und sich herrlich mit ihnen unterhalten. Sie haben die Posten nach geheimzuhaltenden Dingen gefragt und überall die umfassendste Auskunft erhalten. Nicht ein einziger Posten hat diese ihnen unbekanntem Männer nach ihrem Soldbuch gefragt. Und kein einziger Posten hat mir über diesen Besuch Meldung gemacht. Oh Herr, oh Herr! was müssen die noch alles lernen, bevor es ernst wird! Es ist immer wieder dieselbe Schwatzhaftigkeit und Vertrauensseligkeit, die uns schon Tausende von Toten gekostet hat. **Der deutsche Michel** wird es wohl nie lernen, denn es ist sein Charakter.

Ich stehe auf dem Hof unseres Gehöfts vor meinem Bunkereingang. Es ist eine kalte, sternklare Nacht. Drüben, jenseits des Waldes, liegt die Ostsee. Es sind keine zwei Kilometer bis zur Küste, von der uns nur ein Waldstreifen trennt. Das Rauschen des Meeres dringt über die Wipfel des Waldes bis an mein Ohr. Und an derselben Küste wohnt Carola. Es ist dasselbe Wasser, das ihr dasselbe Lied singt. So nah, und doch so unerreichbar fern!

Der Russe wird rühriger. Der 1. Zug hat schon wieder zwei Verwundete. Das Loch für den Schutzbunker meiner Kompaniereserve ist fertig ausgehoben. Nun sind sie dabei, es mit Balken abzudecken.

Leutnant Harms hat sich nun doch das Verwundetenabzeichen ergattert. Der Bataillonsarzt hat sie ihm ins Soldbuch eingetragen.

Vor einigen Tagen musste ich Gutachten über die Eignung der Offizieranwärter in meiner Kompanie abgeben. Ich habe die Streichung des Luftwaffen-Feldwebels aus der Anwärterliste beantragt, was auch geschehen ist.

Außer diesem Feldwebel habe ich noch so einen würdigen Vertreter in der Kompanie. Er ist Gefreiter und Offizieranwärter, macht seinen Dienst sehr nachlässig und hat deswegen dauernd Streit mit seinen Kameraden. Gestern habe ich ihn deswegen in aller Ruhe zurecht gewiesen, als erste Verwarnung.

Kürzlich wurden wieder einmal Stichprobenkontrollen bei den Päckchen durchgeführt, die die Soldaten nach Hause schicken. Da habe ich bei einem Soldaten meiner Kompanie einige Paar Socken und eine Gasplane herausgeholt. Die Gasplanen sind in der Heimat als Gummiunterlage für Babys

sehr begehrt, denn Gummisachen sind knapp in der Heimat. Aber hier kann die Plane den Mann vor schlimmen Verletzungen schützen, und die Socken vor Erkältungen.

Es ist Abend. Unsere Artillerie hat drüben am Waldrand eine Sauna in Brand geschossen. Das Blockhaus brennt lichterloh. Die lodernden Flammen werfen ihren Lichtschein flackernd und zuckend über den dunklen Wald. Durch mein Glas erkenne ich einige Gestalten, die hastig um das Häuschen herumlaufen in dem Bestreben, den Brand zu löschen. Das gelingt ihnen dann auch ziemlich schnell. Das Häuschen ist ja klein. Ich meine, es waren Russen, konnte es aber nicht mit Sicherheit feststellen.

Auch der 2. Zug hat jetzt Bewegungen in dem Sumpfwald vor seinen Stellungen gemeldet. Der Wald ist niedrig und sehr licht. Außerdem ist er in etwa hundert Metern Breite vor unseren Stellungen kahlgeschlagen, um eine Annäherung des Feindes zu erschweren. Aber von jetzt an schicke ich in jeder dritten Nacht einen Spähtrupp in den Buschwald, um ein etwaiges Heranarbeiten des Feindes rechtzeitig zu erkennen. Einen weiteren Spähtrupp schicke ich am Tage hinein, um einen verdächtig großen Baumstumpf und eine Sauna zu untersuchen. Unsere Artillerie hat schon mehrfach auf das kleine Blockhaus geschossen, weil sie darin eine feindliche B-Stelle vermutet. Beides erweist sich als harmlos, dennoch bleibe ich misstrauisch, denn ich kenne die verblüffende Tarnkunst der Russen. Auch habe ich von Zeit zu Zeit abends schon Horchposten in den Wald geschickt, die den ganzen Tag über dort blieben. Auch sie konnten nichts Verdächtiges feststellen. Trotz allem bleibe ich wachsam. Immerhin ist aber ziemlich sicher, dass die russischen Stellungen mindestens achthundert Meter entfernt sind. Was wir hier vor unserer Front von ihnen sehen, sind wahrscheinlich Späher und vorgeschobene Sicherungen. Angriffsabsichten sind nicht zu erkennen.

Gestern habe ich den bayrischen Batailloner, dem ich unterstellt bin, um einen Tag Urlaub gebeten, denn ich will heute einmal zu meinem Tross. Der liegt in Jurmalciems, einem großen Dorf jenseits des Waldes direkt an der Küste. Ich gehe durch meinen rechten Grabenabschnitt, der sich durch freies Gelände und Äcker bis an den Waldrand zieht. Hier beginnt der Waldweg nach Jurmalciems. Etwa zwanzig Meter waldeinwärts erhebt sich eine kleine Düne, auf der ein Bunker mit einer Artilleriebeobachtungsstelle liegt. Sie ist schon im Schutz des Waldes und hat doch einen guten Überblick über das Gelände vor meinem Kompanieabschnitt. Ich kehre kurz bei dem Beobachter ein, um ihn zu begrüßen und einige Erfahrungen auszutauschen. Danach setze ich meinen Weg fort. Auf dem breiten Waldweg, der geradewegs ins Dorf führt, mache ich einen herrlichen Spaziergang durch den hohen Buchenwald. Leider ist er nur kurz, denn schon nach zwei Kilometer erreiche ich das Dorf, das vom Waldrand bis ans Wasser reicht. Da, wo der Weg aus dem Wald heraustritt, liegt der Kommandeursbunker. Ich steige zuerst zum Adju hinunter, der mit dem Ordonnanzoffizier zusammenwohnt. Es hat gerade Marketenderwaren gegeben, die hier zur Verteilung an die Kompanie bereitliegen. Beim Eintreten sehe ich, wie sich der O.O. gerade zwei große Schachteln Lanolincreme beiseite legt. Es waren die einzigen Schachteln, die diesmal mitgekommen waren.

Der Adju nimmt mich beiseite: „Da kam kürzlich von der Ersatzdivision in Frankfurt/Oder ein Brief, dass ihre Angelegenheit niedergeschlagen sei.“ Es beeindruckt mich nicht im Geringsten. Ich hatte an diese Geschichte schon gar nicht mehr gedacht. Dann melde ich mich noch beim Kommandeur und gehe dann zu meinem Tross, der in einigen Häusern mitten im Dorf untergebracht ist.

Einige Zeit später war ich nochmals hier, kam aber nur bis zum Kommandeursbunker. Hier hatten wir uns gerade gesetzt und ein Gespräch begonnen, als jenseits des Waldes einige Abschüsse und gleich darauf die donnernden Einschläge zu hören waren. Wir spitzen die Ohren. Rumm-rumm-wumm-bupp--bruuuchh. Brach-brumm. Russische Artillerie! Das Feuer liegt auf meinem Kompanieabschnitt. Daran ist bei der kurzen Entfernung gar kein Zweifel. Einige Einschläge liegen auch im Wald. Man hört das an dem Widerhall und dem Splittern der Äste. Nach der Stärke des Feuers zu urteilen, handelt es sich nur um eine Batterie. Es scheint auch keine große Aktion zu sein. Trotzdem entschieße ich mich doch, lieber zurückzukehren. Es wäre peinlich, wenn der Iwan einen Besuch machen wollte, und der Hausherr ist nicht daheim. Der Bataillonskommandeur³⁴⁶ ist derselben Ansicht und verabschiedet mich mit einem freundlichen Klaps auf die Schulter.

Ich gehe also den schönen Waldweg zurück. Man hat mir einen Melder mitgegeben für den Fall, dass mir etwas zustößt. Außerdem soll er dem Bataillon³⁴⁷ gleich einen Lagebericht zurückbringen. Der

³⁴⁶ Es ist unklar, ob der Kommandeur des Korps-MG-Bataillons 410 gemeint ist oder der Regimentskommandeur, dem der bayrische Offizier untersteht.

³⁴⁷ entweder dem Korps-MG-Bataillon 410 oder dem Regiment

Wald ist hier knapp zwei Kilometer breit, und die Schneise führt schnurgerade hindurch. Wir sehen bald, dass die Einschläge außerhalb des Waldes auf meinem Graben liegen, aber auch den Waldrand erfassen. Etliche Granaten schlagen in die Baumkronen, dass die Äste splitternd und krachend zu Boden wirbeln. Der Donner der Explosionen rollt mit vielfacher Verstärkung dröhnend durch die Halle des Hochwaldes. Wir gehen dem Feuer entgegen, aber je näher wir dem Ende des Waldes kommen, umso schwächer wird der Beschuss. Als wir den Waldrand erreicht haben, ist der Überfall verstummt. Ich schicke den Melder wieder zurück und melde mich meinerseits wieder beim Bataillon zurück.

Die russische Artillerie wird immer besser. Neuerdings wendet sie bei Großangriffen eine neue Taktik an, das sogenannte „Gassenschießen“. Sie legen massiertes Trommelfeuer auf einen kleinen Raum, den sie buchstäblich umpflügen. Aber innerhalb dieses Feuerwirbels lassen sie einen schmalen, meist etwas schrägen Streifen frei. Durch diese Gasse dringen dann, nach beiden Seiten durch schweres Feuer abgeschirmt, starke Panzereinheiten hindurch. Beim ersten Angriff dieser Art sind sie fast bis zum Korps³⁴⁸ durchgestoßen.

Heute hole ich den unterbrochenen Besuch bei meinem Tross nach. Nach einer kurzen Stippvisite bei der Granatwerfer-Kompanie, deren Werfer gleich am Ortsrand stehen, schlendere ich die Dorfstraße hinunter zu den Unterküften meines Trosses, die im Dorf bzw. schon zum anderen Ende des Dorfes hin liegen. Es liegt gerade ein leichtes Störungsfeuer auf dem Ort. Eine russische Kanonenbatterie oder ein einzelnes Geschütz schießt in längeren Abständen einzelne Schüsse in das große Dorf. Ich lasse mich dadurch nicht aufhalten. Das tropfenweise Geklecker hört dann auch bald auf. Auf meinem Weg komme ich am Quartier unseres Zahlmeisters Schneider vorbei, dem ich auch einen kurzen Besuch mache. Beim Tross, der nahebei liegt, mache ich eine kurze Inspektion. Da der Spieß von meinem Kommen unterrichtet war, ist natürlich alles bestens geordnet und aufgeräumt. Ich schreibe dann noch einen Brief an Carola, und am Spätnachmittag kehre ich in die Stellung zurück.

Es ist schon spät abends. Draußen ist es stockfinster. Da kommt ein fremder Offizier in meinen Unterstand heruntergestiegen. Es ist der Korps-Geologe, der das Gelände hinter unserem Graben auf seine Befahrbarkeit für Panzer untersuchen soll. Ich ziehe mir noch eine Jacke über und begleite ihn nach draußen. Wir gehen einige hundert Meter zurück. Das Gelände hier ist auf der Karte als Sumpfgelände angegeben. Zur Zeit ist es mit einer dicken Eisdecke überzogen, aber im Frühjahr könnte es sich in Sumpf verwandeln. Der Geologe will eine Bodenprobe mitnehmen. Wir gehen noch etwas weiter auf die freie Fläche hinaus, schlagen ein Loch in die Eisdecke und nehmen ein Stück gefrorenen Boden heraus. In meinem Bunker begucken wir uns dann den Erdbrocken im Schein der Petroleumlampe. Wir sind beide der Ansicht, dass es sich um Moorboden handelt. Das Stück hat eine torfähnliche Konsistenz und zeigt deutliche Reste von Moos. Aber der Bodenkundler meint, Genaues kann er erst nach einer gründlichen Analyse sagen. Dann verabschiedet er sich.

Wir sollten Soldaten zur Beförderung vorschlagen, und da habe ich einen Fehler gemacht. Ich habe einen Gefreiten zum Unteroffizier vorgeschlagen, den ich fast gar nicht kannte. Ich habe mich dabei auf die bestimmte und ausdrückliche Versicherung seines Gruppenführers verlassen, der ihn als durchaus geeignet bezeichnete. Wahrscheinlich war es nur sein guter Freund. Jedenfalls stellte sich später heraus, dass der Beförderte eine Niete war, weder würdig noch befähigt. Das soll mir eine Lehre sein.

Der Zugführer dieses Zuges ist ein blutjunger Leutnant, der erst kürzlich zu uns kam. Ein Naturbursche und Draufgänger, aber auch ein etwas komischer Kauz. Unter anderem schießt er jede Katze ab, die ihm über den Weg läuft, und bereitet sich einen Braten daraus. Er ist nur kurze Zeit in meiner Kompanie. Später höre ich, dass er bei einem eigenmächtigen und völlig unnötigen Spähruppunternehmen mit der ganzen Gruppe verschollen ist.

Der Bayer, mein Bataillonskommandeur, ruft an: „In den nächsten Tagen werden wir einen kleinen Seitensprung machen!“ Das ist die Vorankündigung eines Stellungswechsels. Das ist sehr schade, denn dies hier war eine ruhige, angenehme Stellung. Auch landschaftlich ist es schön! Die Gegend hat sehr viel Ähnlichkeit mit der deutschen Ostseeküste, was ja natürlich ist. Immerhin haben wir fast einen Monat hier gelegen, nämlich vom 26.12.44 bis 21.1.45.

Nur eines war schier unerträglich: Der Papierkrieg. Je ruhiger die Stellung, desto wilder werden die Bürokraten, wenngleich ich zugebe, dass vieles nachgeholt werden muss, was in Kampftagen notgedrungen unterbleibt. Aber wir unterscheiden jetzt z. B. schon 8 verschiedene Kompaniestärken:

³⁴⁸ hier als Kurzform für den Korpsgefechtsstand

Ist-, Soll-, Kampf-, Graben-, Gefechts-, Verpflegungs-, Tages- und Infanteriestärke. Da finde ich nun bald nicht mehr durch. Unser Organisationstalent und unsere Gründlichkeit sind sehr lobenswert, aber die beste Eigenschaft wird schädlich, wenn man sie übertreibt. Was uns Not tut, ist Vereinfachung. Dann könnten wir auch rückwärtige Dienste abbauen und bekämen mehr Soldaten an die Front.

Da ist z. B. die Ausrüstung. Seit vier Jahren schleppen wir Klamotten mit uns herum, die wir nicht ein einziges Mal gebraucht haben: Das Seitengewehr (außer zum Büchsenöffnen), die Gasmasken (außer zum Verpflegungssammeln), das gesamte MG-Richtgerät einschließlich des schweren Entfernungsmessers. Dabei habe ich während des ganzen Krieges nicht ein einziges Mal indirekt gerichtet.

Es gibt tausend Verbesserungsmöglichkeiten. Das Seitengewehr könnte, wenn es schon sein soll, kleiner oder leichter sein. Auch der Karabiner ist zu unhandlich und längst überholt. Patronentaschen unpraktisch, und manches andere mehr. In der Verpflegung könnte man sich mehr auf Konzentrate umstellen, die nahrhaft und schmackhaft sein können und viel Transportraum sparen würden. Eine ganze Reihe von Wehrmachtseinheiten könnten als überflüssig aufgelöst werden. Es ist gar nicht möglich, hier alle Vorschläge aufzuzählen.

Von der 3. Kurlandschlacht (21.12.–31.12.44) haben wir nichts mehr miterlebt. Sie war schon fast beendet, als wir hier eintrafen.

22.1.45.³⁴⁹ Ich stehe gerade im Hof, als plötzlich links von unserem Bataillonsabschnitt schlagartig ein dumpfes Rollen einsetzt, das sich sehr schnell zu einem pausenlosen, donnerähnlichen Grollen steigert. Es muss ziemlich weit entfernt sein, denn man sieht weder Rauch noch Feuer. Pausenlos rummelt und wummert und rollt und grollt dieses dumpfe Schlagen. Diese Töne kenne ich schon. Es ist Trommelfeuer! Vernichtungsfeuer vor einem Großangriff! Die zahllosen Abschüsse und Einschläge sind nicht mehr als einzelne Detonationen zu unterscheiden, sondern fließen in einem einzigen grollenden Donnern zusammen. Eine Stunde, und nun schon zwei Stunden lang. Dann lässt es etwas nach, ohne jedoch ganz aufzuhören. Hoffentlich halten die Kameraden da drüben die Stellungen, sonst müssen wir eventuell in die Bresche springen. Denn das ist eigentlich unsere Aufgabe, und das Feuer liegt in unserem Bereich. Aber offenbar war man schon vorher von dem bevorstehenden Angriff unterrichtet, denn der Kommandeur hatte ja unseren Stellungswechsel vor einigen Tagen schon angedeutet.

Mittags schrillt das Telefon. Der Kommandeur ist am Apparat: „Stellungswechsel vorbereiten! Ihre Kompanie wird bei Anbruch der Dunkelheit abgelöst und herausgezogen. Sie sammeln beim Tross in Jurmalciems!“ Also doch! Unser Bataillon wird in den Kampf geworfen. Der Kampfauftrag: Abriegelung eines sowjetischen Einbruchs im Barta-Abschnitt. Die 4. Kurlandschlacht hat begonnen.

Jetzt habe ich den Befehl zum Packen gegeben. Nicht zu früh, damit der Russe unsere Bewegung nicht bemerkt. Inzwischen ist es dunkel geworden, und die Ablösung ist pünktlich zur Stelle. Ich übergebe meinem Nachfolger die Stellungen-, Feuer- und Minenpläne und ziehe die Kompanie aus der Stellung. Ich lasse die Züge am Waldrand sammeln und marschiere dann durch den Wald nach Jurmalciems. Beim Tross angekommen, werde ich sofort zu einer Einsatzbesprechung gerufen, während sich die Männer auf die Scheunen der Trossunterkünfte verteilen. Wir liegen in den letzten Häusern des Dorfes und in den schon außerhalb des Ortes liegenden Gehöften. Die Höfe sind überfüllt mit Soldaten und Fahrzeugen. Viele rennen geschäftig hin und her, packen, verladen, gruppieren sich. Andere liegen gruppenweise in den Scheunen, um noch etwas zu ruhen. Es wird noch einige Zeit dauern, bis alle Kompanien versammelt und zum Weitermarsch gegliedert sind.

Da die Zeit aber drängt, habe ich schon einen Sonderauftrag erhalten. Meine Kompanie soll auf schnellstem Wege an die gefährdete Frontstelle geworfen werden. Mein Tross soll mit dem restlichen Bataillon nachgeführt werden. Ich sammle also meine Kampfgruppen, und wir klettern auf die zwei Lkws, die inzwischen vorgefahren waren. Als die Motoren anspringen, dämmt schon der neue Tag (23.01.1945) herauf. Es geht nach Kęsteri³⁵⁰. Der Fahrer kennt den Weg. Nach einer knappen Stunde

³⁴⁹ Im Original "23." Am 22. wurde ein sowjetischer Großangriff (16 Divisionen auf 20 km Breite) bei Prekuln abgewiesen (KTB OKW 1944–1945 S. 1117); danach herrschte ein Tag Ruhe. Den offiziellen Beginn der 4. Kurlandschlacht sieht die Wissenschaft am 24. (weiterer Großangriff bei Prekuln, KTB OKW 1944–1945 S. 1122).

³⁵⁰ im Original irrtümlich „Keisteri“, auf der Karte des westlichen Russland Blatt H16 Libau Süd "Rute", heute Kęsteri, Ortsteil der Gemeinde Dunika

halten wir in einer Tannenschonung. Es ist schon hell, und wir erkennen links und rechts des Weges einige Bunker und Feuerstellungen schwerer 15-cm-Werfer. Während wir auf den Einweiser warten, klettern wir in die Bunker hinunter. Draußen ist es bitterkalt. Außerdem haben wir die ganze Nacht und den vorangegangenen Tag nicht geschlafen und sind müde und durchgefroren. Aber schon bald holt uns der Einweiser, ein Offizier, wieder heraus. Nach kurzer Fahrt verlassen wir den Wald und fahren in offenes Gelände hinaus. An einer Straßenkreuzung liegt ein einsames Haus mitten in der Ebene. Da steht schon wieder ein Offizier und winkt uns nach links auf eine Straße, die nach kurzer Zeit schon wieder in den Wald hineinführt. Er drängt zur Eile. Kaum sind wir zwischen den grünen Mauern des Waldes verschwunden, da krachen die ersten Granaten vor uns in den Boden. Die Lkws stoppen. Es sind jetzt sechs Wagen, denn die anderen Kompanien und der Bataillonsstab sind inzwischen ebenfalls zu uns gestoßen. Wir steigen ab, nehmen unser Gerät auf und pirschen uns langsam nach vorn. An der Stelle, wo der Weg aus dem Wald austritt, stehen einige Ruinen. Es sind die ersten Häuser von **Kesteri**. Wir sind dicht am Ziel. Ich verteile meine Kompanie links und rechts im Wald und lasse sie hinlegen. Einige Gruppen legen sich in die Ruinen. Immer noch heulen einzelne Granaten heran und krachen mit dumpfer Explosion in den Wald oder zwischen die Ruinen. Wir müssen abwarten. Der Russe hat entweder unsere Kolonne herankommen sehen oder er weiß, dass hier die Nachschubstraße verläuft. Jedenfalls liegt der Raum um uns unter lebhaftem Störungsfeuer.

Dann kommt der Befehl für meine Kompanie. Ich soll auf der Straße bis zum nächsten Dorf vorgehen, das etwa einen Kilometer entfernt ist. Ich sehe mir das Vorgelände an. Vor mir liegt das kleine Kirchdorf Kesteri. Die Straße führt rechts im Bogen am Dorf vorbei und zweigt in Höhe der Kirche rechtwinklig nach *Süden*³⁵¹ ab und verschwindet im Wald. Dahin muss ich, denn hinter diesem Wald liegt mein Ziel. Ich brauche also nur dieser Straße zu folgen. Ich lasse die Kompanie sammeln und gebe, mich an die Spitze setzend, das Zeichen zum Abmarsch. Nach einiger Zeit drehe ich mich um und sehe meine Kompanie in endloser Reihe hinter mir herkommen, während die letzten Gruppen noch in dichten Haufen zwischen den Ruinen und auf der Straße stehen. Mit der Spitze biege ich aber schon an der Wegzweigung ab und verschwinde wieder im schützenden Wald. Zu beiden Seiten des Weges stehen Warnschilder mit Totenköpfen: „Achtung Minen!“ Links im Straßengraben liegt ein abgeschossener **Stalinpanzer**. Es ist die neueste sowjetische Konstruktion. Ein schwerer Panzer, schnittig und formschön.

Ich erreiche das Ende des Waldes. Vierhundert Meter vor mir im offenen Gelände steht eine Gruppe von Hausruinen, hinter denen zwei deutsche Sturmgeschütze auf der Lauer liegen. Die Ruinen sind die Reste des Dörfchens **Sanderi**³⁵². Wir sind am Ziel. Gleich links, hart am Waldrand, fällt das Gelände zu einer engen, steilwandigen Mulde ab, etwa zehn Meter tief. Auf ihrem Grund stehen einige Baracken und Bunker, der Bataillonsgefechtsstand. Hier hinunter führe ich meine Kompanie. Mein Kommen löst große Freude aus. Mit einem Aufatmen der Erleichterung teilt man mir mit, dass ich gleich heute nacht eine verloren gegangene Stellung zurückerobern soll. Ich fange gleich mit den Vorbereitungen an, indem ich die Kompanie wieder nach oben führe, wo sich die Männer, weit auseinandergezogen, über die freie Fläche verteilt in den Schnee legen. Es wird die zweite Nacht ohne Schlaf, nachdem ich nun schon eine Nacht und zwei Tage hintereinander nicht geschlafen habe. Und nun noch ein Nachtangriff in unbekanntem Gelände mit einer Kompanie, die erstmalig in einen Kampf geht. Im Grunde genommen ist es Irrsinn, aber was soll man machen!?

Gegen Abend trifft der **Regimentskommandeur** mit einigen Offizieren ein. Muss ja eine wichtige Sache sein. Während er mit dem Bataillonskommandeur die Lage bespricht, gehe ich mit einem Hauptmann hinaus, um mich einweisen zu lassen. Wir stehen am vorderen Rand der Mulde. Es beginnt schon zu dunkeln, nur die weiße Schneedecke erhellt die Landschaft soweit, dass man die Konturen im Gelände noch undeutlich erkennen kann. Der Hauptmann streckt den Arm aus: „Da vorn, 300 m vor uns, verläuft unsere Stellung. Noch weiter vorn, in etwa 1 km Entfernung, sehen Sie ein Wäldchen liegen. Hinter diesem Wäldchen liegt ein Gutshof. Das ist ihr Angriffsziel. Es ist zwar nicht zu sehen, aber Sie brauchen nur auf das Wäldchen zuzugehen (er wedelt wieder winkend mit dem Arm), und dahinter sehen Sie es dann schon!“ Nach dieser reichlich nebelhaften Einweisung gehen wir

³⁵¹ im Original irrtümlich "nach Westen"

³⁵² im Original (irrtümlich?) „Sandarti“, auf der *vorgenannten Karte* „Ww. (Waldwärter) Sander, Bauerschaft Bumbul“, auf der *Deutschen Heereskarte Osteuropa 1:300.000 Blatt R 57* „Bumbuji“, heute Sanderi, Ortsteil der *Gemeinde Dunika*;

wieder zum Bataillonsgefechtsstand zurück, um die Einzelheiten des Angriffs zu besprechen. Der Bunker ist voller Offiziere. Der Regimentskommandeur gibt einen kurzen Lagebericht: „Die Sowjets haben nach ihrem gestrigen Trommelfeuer auf dem ganzen **Barta**-Abschnitt angegriffen und einigen Geländegewinn erzielt. Sie setzen ihren Druck auf unsere Front ständig fort und haben auch in der letzten Nacht den ganzen Kompanieabschnitt hier direkt vor uns eingedrückt und unsere Infanterie auf die zweite Linie zurückgeworfen. Dabei ist auch das Gut **Dobeli** verloren gegangen. Das Gut ist aber ein entscheidender Stützpunkt in unserer Verteidigungslinie. Wir müssen es zurückerobern, sonst gerät unsere ganze Front hier ins Wanken.“ Nun wendet er sich an mich: „Sie, Herr Leutnant, haben den Auftrag, das Gut zurückzuerobern, koste es, was es wolle!“

Oberst Mann ist ein kleines, drahtiges Männchen. Er spricht scharf und schneidend, um seinen Ausführungen mehr Nachdruck zu verleihen. Er entwickelt jetzt seinen Operationsplan und gibt dann den Befehl an mich: „Sie greifen das Gut mit ihrer Kompanie an, nehmen es im Sturm und besetzen es mit einem Zug. Dann schwenken Sie sofort nach Osten ein und säubern den anschließenden Wald vom Feind. Links rückwärts gestaffelt folgt eine weitere Kompanie, die den Anschluss nach links sicherstellen soll. Zur Unterstützung ihres Angriffs wird die gesamte Regimentsartillerie eingesetzt, die mit einem Feuerschlag auf das Gut den Angriff einleiten wird. Bei Beginn des Feuerschlages treten Sie an. Sie erhalten zur Verstärkung zwei Sturmgeschütze des A.R. (*Artillerie-Regiment*) 87, die am rechten Flügel Ihrer Kompanie mitfahren und dann, Ihre Kompanie überschießend, den Angriff unterstützen werden. Sie, Herr Leutnant, konzentrieren Ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf den Angriff. Sie kümmern sich weder um Verwundete noch um Tote. Die Versorgung der Ausfälle und die Nachrichtenverbindung übernimmt das Regiment. Haben Sie verstanden?“ „Jawohl, Herr Oberst!“ Der Oberst tritt auf mich zu, reicht mir die Hand und sagt: „Der Angriff ist schwierig, aber wir müssen es schaffen!“ Die Besprechung ist beendet. Und während wir den Bunker verlassen, drücken mir auch die anderen Offiziere heimlich die Hand.

Gerade will ich aus der Bunkertür heraustreten, da rauscht es mit Zischen und Heulen heran. Bruchbruch-bräch-kränng. Eine ganze Salve von Stalinorgeln kracht mit widerlichem Getöse in und um die Mulde. Die meisten Raketen krepieren oben auf der freien Fläche, wo sie aber unter den weit verstreut liegenden Soldaten keinen Schaden anrichten. Einige aber treffen die Grube, in der sich noch einige meiner Gruppen befanden. Sprühender Funkenregen, Feuerblitze, Qualm und wirbelnde Äste erfüllen die Mulde. Die Geschosse waren auch unter meine Männer gefahren, und während der Rauch in dünnen Schwaden abzieht, ertönen durch die nachfolgende Stille die ersten Schreie nach dem Sanitäter und die Rufe der herbeieilenden Helfer. Mit einigen Sätzen bin ich bei meinen Männern. Kameraden packen schon zu und tragen die Getroffenen in die Bunker. Mit 8 Ausfällen an Toten und Verwundeten beginne ich meinen Einsatz, bevor überhaupt der erste Schritt gemacht ist. Noch schlimmer ist, dass die Männer jetzt einen Schock bekommen haben. Ich gehe nun zu den oben im Schnee liegenden Zügen, rufe die Zugführer zusammen und gebe alle notwendigen Anweisungen zur Durchführung unseres Angriffs.

Wir sollen mit allen verfügbaren Waffen angreifen. Also muss ich die schweren MGs und die Ofenrohre mit den schweren Munikästen mitschleppen, einen Kilometer durch tiefen Schnee. Nun steht die Kompanie, zugweise gegliedert, am Rand einer Hecke und wartet auf mein Zeichen. Ich warte auf den Feuerschlag der Artillerie.

Da – ein paar dumpfe Abschüsse hinter uns. Der Feuerschlag setzt ein. Ich gebe den Befehl: „Kompanie marsch!“ Aber es ist schon wieder still. Sollte dies der ganze Feuerschlag der gesamten Regimentsartillerie gewesen sein? Der müsste doch ganz anders trommeln! Immerhin folgen noch einige Abschüsse. Die Sturmgeschütze rollen mit brummenden Motoren an und übertönen das feine Zischen der Granaten, die über uns hinwegziehen. Dann ist der Feuerschlag der Artillerie beendet.

Meine Kompanie war in hundert Metern Breite angetreten, hat inzwischen die HKL erreicht, überschreitet den Graben der Infanterie und stapft nun in der dämmerigen Winternacht ins Niemandsland hinein. Die Sturmgeschütze rasseln rechts von uns auf der Straße nach vorn und sind nur als Schatten zu erkennen. Jetzt höre ich weit vorn ihre ersten Schüsse. Was soll diese unnütze Ballerei? Die Sturmgeschütze sind viel zu schnell. Sie müssen doch warten, bis wir heran sind! Wir waten durch den Schnee vorwärts, schweigend. Von Zeit zu Zeit tritt einer in eine zugeschneite Mulde oder einen Granattrichter und stürzt zu Boden. Die Männer beginnen zu zögern. Der lange Anmarsch ist ihnen unheimlich. Mühsam geht es weiter durch den tiefen Schnee. Immer öfter knien sich die

Soldaten hin und blicken gespannt nach vorn. Sie fürchten vielleicht, dass wir hinter die russischen Linien geraten. Aber sie sind wohl auch nur müde.

Es ist ja eigentlich ein Wahnsinn, eine völlig unerfahrene Kompanie bei ihrem ersten Fronteinsatz auf einen Nachtangriff zu schicken. Dazu noch eine MG-Kompanie, die in der Angriffstechnik einer Schützenkompanie überhaupt nicht geschult ist, und deren Männer seit zwei Tagen und Nächten nicht geschlafen haben und dann noch einen eineinhalb Kilometer weiten Weg durch tiefen Schnee mit schwerem Gerät schleppen müssen, bevor der Angriff überhaupt beginnt. Und obendrein haben sie noch die Schreie der Verwundeten nach dem Katjuscha³⁵³-Feuerüberfall in den Ohren.

Immer noch schleppen wir uns durch den tiefen Schnee vorwärts, bepackt mit schwerem Gerät, die Männer sichtlich bedrückt von einer leisen Beklemmung wegen der unsichtbaren Gefahr in dem weiten Niemandsland weit vor der eigenen Front. Fast eine Stunde ist seit Angriffsbeginn vergangen. Jetzt haben wir das Wäldchen erreicht, das mir der Hauptmann gestern als Richtpunkt angegeben hatte. Vorsichtig nähern wir uns dem Gehölz, jederzeit auf einen Feuerüberfall gefasst. Aber es bleibt ruhig. Von links tönen plötzlich Hurra-Rufe herüber. Die Nachbarkompanie greift an. Sie ist etwas rückwärts gestaffelt, muss aber durch einen Wald. Sie ist früher auf den Feind gestoßen. Ich sporne meine Leute an, damit wir nicht nachhinken. Ein Teil meiner Kompanie hat das Gehölz durchschritten, ich selbst bin mit dem anderen Teil seitlich herumgegangen. Nun liegt unser Angriffsziel deutlich vor uns: Das große, zweistöckige Wohnhaus des Gutshofes. Was noch dahinter liegt, kann man nicht sehen. Zwischen uns und dem Gutshof liegen knapp zweihundert Meter offener Schneefläche. Ich gehe sofort zum Angriff über, obgleich die Männer etwas erschöpft sind.

- „1. Zug links heraus, dringt durch den Wald bis in die Höhe des Gutes vor.
 2. und 3. Zug unter meiner Führung greift das Gut frontal an.
 4. Zug geht hier im Wäldchen in Stellung und unterstützt den Angriff mit Feuer.
- Funktrupp bleibt im Wäldchen. Auf, marsch!“

Wir gehen geduckt vor. Der Feuerschlag der Artillerie hätte **jetzt** kommen müssen. Er war zeitlich viel zu früh angesetzt. Die Russen haben unser Herannahen erkannt und eröffnen das Feuer. Ein Granatwerferfeuerschlag rauscht heran und schlägt mit Bersten und Krachen in das Gehölz. Verwundete rufen nach dem Sanitäter, aber ich soll mich ja nicht um sie kümmern. Dennoch laufe ich rasch mal zurück. Einer hat einen Splitter im Fuß und kann nicht mehr laufen. Der andere ist schwer getroffen und liegt zusammengesunken im Schnee. Ich tröste sie ein wenig und laufe wieder nach vorn.

An der gut sitzenden Lage der Einschläge erkenne ich, dass die Russen auf das Wäldchen eingeschossen sind. Daher ziehe ich die MGs, die dort Stellung bezogen hatten, sofort heraus und setze sie mit zum Angriff ein. Nur die Funker lasse ich dort. Sie ziehen sich mit ihren Geräten in ein Erdloch hinter dem Wäldchen zurück.

Plötzlich dröhnen rechts hinter uns mehrere knallharte Abschüsse. Mit rasender Rasanz pfeifen die Granaten dicht über unsere Köpfe hinweg und fahren krachend in das Gehölz. Die erschreckten Landser haben sich in den Schnee gedrückt und kommen nicht mehr hoch. Wer einmal bei einem Angriff mitgemacht hat, der von rückwärts mit Artillerie- oder Panzerunterstützung vorgetragen wurde, der weiß, wieviel Nerven anfänglich dazugehören, weiterzulaufen. Man hat das Gefühl, als ob die Granaten in Kopfhöhe vorbeifetzen und einen jeden Augenblick zerreißen. Für die armen Kerle meiner Kompanie ist das einfach zu viel für das erste Mal. Diese Feuerunterstützung erweist sich eher als Bremse denn als Ansporn. Ich brülle eine kurze Erklärung und rufe: „Wir müssen die Feuerunterstützung ausnützen – vorwärts – stürmen!“ Und da handeln besser ist als reden, springe ich vorwärts. Einige Männer fassen sich ein Herz und folgen mir, aber die nächste Salve drückt sie wieder in den Schnee. Immerhin haben wir doch etwas Gelände gewonnen. Die Sturmgeschütze fahren zurück.

Ein Sturmangriff ist bei diesem tiefen Schnee gar nicht möglich. Wir müssen uns robbend heranzuarbeiten. Der Schnee gibt uns Deckung, erschwert aber auch das Vorwärtskommen. Rechts und links von mir arbeiten sich zwei MGs nach vorn. Direkt vor dem Gutshaus steht noch ein kleines, unscheinbares Blockhäuschen, aus dem uns MG-Feuer entgegenschlägt. Laut und scharf knattern die Schüsse durch die Winternacht. Ziiu-sssiin, sssschsch-plupp. Mit rasender Geschwindigkeit zischen

³⁵³ die russische Bezeichnung für das Salvengeschütz, das die Deutschen Stalinorgel nannten

die Garben über unsere Köpfe hinweg und puffen mit ersticktem Laut in den Schnee. Meine beiden MGs sind in Stellung gegangen und rasseln ihre Garben gegen das Blockhaus. Ein tödliches Duell.

Jetzt dröhnen plötzlich links im Wald einzelne Gewehrschüsse. Der 1. Zug ist also auf Widerstand gestoßen. Wie Donnerschläge hallen die einzelnen Gewehrschüsse durch den Wald und verklingen in der Ferne mit unwilligem Brummen. Wie ich nun nach links zum Wald hinübergucke, erkenne ich am Waldrand vier kleine Holzhütten, aus denen Schüsse peitschen. Entfernung 100 m und direkt in unserer Flanke! Das Halbdunkel der Winternacht hatte sie uns bisher verborgen.

Das sind so die unvorhergesehenen Überraschungen, die die beste Planung über den Haufen werfen. Aber auch die Planung war schon nicht die beste. Es war immer nur von dem Gut die Rede, das da vor mir liegt. An die vier kleinen Hütten hat niemand gedacht. Der Einweiser hätte mir eine genauere Beschreibung des Gutshof-Geländes geben müssen. Nun ist es zu spät. Von den Hütten erhalte ich jetzt aus nächster Nähe Flankenfeuer. Außerdem liegen sie wie ein Keil zwischen mir und dem 1. Zug. Flankenfeuer ist immer eine scheußliche Sache, aber hier aus dieser kurzen Entfernung ist es ja lebensgefährlich. Also: „Linkes MG Zielwechsel links, die Blockhütten!“ Ich muss meine Feuerkraft teilen. Wenn das Feuer zeitweilig abflaut, höre ich in den Blockhütten durch die Stille das metallische Klicken der Verschlüsse an den Waffen. Auch erregtes Sprechen und Ladegeräusche. Ich kann mich aber um die Hütten nicht weiter kümmern. Das ist Aufgabe des 1. Zuges. Diese plötzliche Gefahr aus der Flanke hat unseren Angriff sowieso schon verzögert. Also weiter vorwärts. Es zischt und pfeift um uns herum. Ssssst -zing -rattatatstat -ziiu-ziiu - ssssst. Noch 100 Meter bis zum Gehöft. Aber es ist eine tischebene, weiße Fläche, auf der wir uns deutlich abheben. Mein MG rasselt unermüdlich seine Garben und Feuerstöße in das Blockhaus. Mir scheint, da drüben ist es stiller geworden. Auch aus den Hütten am Waldrand in unserer Flanke bekommen wir kein Feuer mehr. Entweder schießen die Russen jetzt in den Wald auf den 1. Zug, oder sie haben sich zurückgezogen, um nicht abgeschnitten zu werden, denn wir waren schon an ihnen vorbei.

Bisher waren wir langsam aber sicher vorangekommen. Allmählich jedoch wird der Angriff immer lahmer und beginnt zu stocken. Da liegen wir nun im tiefen Schnee, unserer einzigen Deckung. Ich liege in einer richtigen Wanne, die ich durch Wälzen erweitert habe. Das Feuer flackert auf und flaut wieder ab. Im Augenblick ist es fast still. Da gellt aus dem Wald ein grässlicher Schrei. Es ist ein gequältes, tierisches Heulen. Ein auf- und abschwelliges grausiges Brüllen, das von Zeit zu Zeit verstummt und in tiefes Stöhnen übergeht. Ich kenne das von früheren Gefechten: Kopfschuss! Sobald der Gefechtslärm nachlässt, hallt dieses furchtbare Heulen durch die Nacht, wird durch das Echo des Waldes grausig verstärkt und zermürbt vollends die Nerven der übermüdeten und überforderten Männer. Zum Glück hat es nicht sehr lange gedauert, aber die Wirkung bleibt. Der Angriff stockt endgültig. Dabei sind es nur noch 80 Meter!

Es muss etwas geschehen. Ich muss den Angriff wieder in Schwung bringen. Ich werfe einen Blick in die Runde und nach hinten, um die Situation zu erfassen. Ich liege ganz vorn in der Angriffsspitze. Rechts neben mir liegt still und tot ein gefallener Kamerad. Ich bemerke es jetzt erst. Gesicht und Hände sind in den Schnee gebohrt, und der Lauf seines Karabiners ragt schräg in die Luft. Armer Kerl! Wie ein treuer Hund ist er nicht von meiner Seite gewichen und ist gefallen, ohne dass ich es bemerkte. Etwas weiter rechts, fünfzehn Meter entfernt, liegt meine treue MG-Bedienung in Stellung. Auch sie ist mir nicht von der Seite gewichen. Schräg vor mir, fünf Meter entfernt, liegt noch ein einzelner Schütze. Insgesamt sind es etwa zehn bis zwölf Mann, die hier vorn in der Angriffsspitze liegen. Und die Masse der beiden Züge? Ich drehe mich um: Da liegen sie, rückwärts gestaffelt bis an das Wäldchen, von dem wir ausgegangen sind. Ich werde wütend. Da quält man sich hier vorne mit einer Handvoll pflichttreuer Männer ab, und die ganze übrige Bande guckt von hinten zu. Ich springe auf und laufe ungeachtet aller Gefahren zurück. Einmal, weil ich wütend bin, und zweitens, weil ich den Männern zeigen will, dass es gar nicht so gefährlich ist. Ich laufe bis zu den hinteren Gruppen zurück und schreie einen Landser an, der vor mir im Schnee liegt. Der ist noch keine fünfzig Meter vom Wäldchen weg. Der Landser entschuldigt sich: „Herr Leutnant, das ist mein erster Angriff!“ Ich treibe die Männer hoch und laufe wieder nach vorn. (Der Russe hat in solchen Fällen zuweilen hinter seinen angreifenden Soldaten Kommissare postiert, die auf jeden schießen, der zurückgeht oder nicht angreifen will.)

Es wird in letzter Zeit immer deutlicher: Die Soldaten greifen kaum noch von selbst an. Man muss sie antreiben. Ist man vorn, kommen sie nicht nach. Ist man hinten, bleibt vorn die Spitze liegen. Zwar war es schon immer so, dass in jeder Kompanie nur eine Handvoll wirklich tapferer Soldaten war, die

die Masse der anderen mitgerissen hat. Aber die Schar der Tapferen in der Kompanie war früher größer, und die anderen folgten williger. Dass ich mit meiner jetzigen Kompanie besonders ungünstig dran bin, ist weder meine Schuld noch die der Männer. Auch in dieser Kompanie sind ja eine Anzahl braver und tapferer Soldaten. Schon ein einziger Angriff genügt, um sofort die Guten von den Schlechten unterscheiden zu können. Der frühere Kampfgeist der Truppe ist jedenfalls weitgehend geschwunden.

Ich bin wieder vorn und habe mich hingeworfen. Da höre ich Schritte hinter mir. Ich drehe mich um und erkenne Leutnant Harms. Er wirft sich hinter mir in den Schnee und meldet: „Herr Leutnant, ich komme nicht mehr vorwärts. Mein ganzer Zug ist aufgerieben!“ Ich zische zurück: „Was sagen Sie?“ Er wiederholt: „Ich habe vielleicht noch fünf Mann!“ Ich glaube ihm nicht. Ich kenne Harms schon zur Genüge, und ich kenne die übertriebenen Berichte, die unter Schockwirkung entstehen. Aber wie dem auch sei, ob Feigheit oder Schock: Wenn es stimmt, was er sagt, wird die Sache kritisch. Wenn er flunkert, zeigt das die völlig gebrochene Kampfmoral dieses Zugführers. Und das ist ebenso kritisch.

Da kommen plötzlich zwei Fernsprecher angetrabt. Der eine hat die Kabeltrommel auf dem Rücken, der andere trägt den Feldfernsprecher. Sie laufen bis zu mir nach vorn und werfen sich neben mir in den Schnee. Während sie erklären, dass sie vom Regiment kommen, schließen sie den Apparat an. Ich nehme den Hörer und melde mich. Es meldet sich am anderen Ende ein Offizier des Regimentsstabes. Ich erkläre ihm, dass ich sechzig bis siebzig Meter vor dem Gutshaus liege und der Angriff zur Zeit etwas stockt und dass der 1. Zug vermutlich aufgerieben ist. Da wir dicht vor dem Feind liegen, muss ich leise sprechen. Der Kamerad da hinten ist scheinbar nicht recht zufrieden (ich auch nicht!). Mit einem kurzen „danke“ legt er auf.

Elende Situation: Erstens: Der unverhoffte Flankenangriff aus den vier Hütten hat den Angriff verzögert und Verluste gekostet. Zweitens: Der 1. Zug hat überhaupt nichts erreicht. Im Wald links von uns sitzen die Russen und drohen uns abzuschneiden, wenn wir weiter vorgehen. Drittens betragen die Ausfälle 20 bis 25 % (Harms Meldung als richtig vorausgesetzt). Viertens muss ich bei weiterem Vorgehen wie bisher mit weiteren Verlusten rechnen. Fünftens ist fraglich, ob ich mit dem Rest der Kompanie das Gut halten, geschweige denn den Wald links noch säubern kann, wie es mein Auftrag befiehlt. Sechstens sind die Männer übermüdet und durch den Feuerüberfall der Stalinorgel, der Granatwerfer, durch die Schreie der verwundeten und sogar durch das Überschießen der Panzer demoralisiert und am Ende ihrer Körper- und Nervenkräfte.

Unter diesen Umständen komme ich hier nicht weiter. Also kehrt, zum Wäldchen zurück, Kompanie neu gliedern, ein bisschen Mut machen und den Angriff von einer anderen Seite noch einmal beginnen. So haben wir es gelernt.

Ich gebe also Befehl, langsam zurückzukriechen und am Wäldchen zu sammeln. Den Toten neben mir muss ich leider liegen lassen. Als die weiter hinter uns Liegenden – vor allem die, die fast noch am Wäldchen liegen! – erkennen, dass wir uns zurückziehen, machen sie ebenfalls kehrt, und viele von ihnen bleiben nicht etwa beim Wäldchen, sondern laufen eiligst in Richtung auf unsere Front zurück. Sie hauen einfach ab! Ich sehe sie hinten im Dunkel verschwinden, ohne sie zurückrufen zu können.

Es ist immer dasselbe in solchen Situationen. Da sind dann immer welche, die beim Vorgehen Blei in den Hosen haben und nicht vorwärtskommen. Sobald sie aber auch nur eine Andeutung von Rückwärtsbewegung erkennen, kriegen sie das Laufen, hauen nach hinten ab, schnell wie die Wiesel, und sind nicht mehr zu bremsen. Ob das nun aus Angst oder auch mal aus einem Missverständnis geschieht, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls liegt hier eine große Gefahr, weil diese Feiglinge oft alle anderen mitreißen.

(Eigentlich hätte mein Befehl, am Wäldchen zu sammeln, von Mann zu Mann nach hinten weitergegeben werden müssen. Aber diese Blindgänger haben das gar nicht gelernt oder sie haben schon völlig Kopf und Nerven verloren.)

Ich sammle also die Kompanie am Wäldchen, um sie neu zu gruppieren. Plötzlich steht der Regimentsadjutant vor mir, und bevor ich etwas sagen kann, schreit er wie besessen auf mich ein. Er hat natürlich die Zurückrennenden getroffen, die ihm, um ihre Feigheit zu tarnen, die finstersten Geschichten oder wahrscheinlich sogar von einem Rückzugsbefehl erzählt haben. Nun trifft er mich hier auch noch am Wäldchen stehend, statt angreifend. Er brüllt weiter: „... Wenn Sie das Gut nicht innerhalb einer halben Stunde erobert haben, dann kommen Sie und Ihr ganzes Unteroffizierkorps vor ein Kriegsgericht!“ Nachdem er nun offenbar ausgetobt hat, will ich ihm antworten. Da rauscht es in der Luft, und schon dröhnt und kracht es um uns herum, dass der Luftdruck unsere Kleidung beutelt.

Blitzschnell liegen wir flach auf dem Boden. Bruch-Krach-Zänng-zing. Russische Granatwerfer. Der Iwan hat das Geschrei des Adjutanten gehört und uns gleich mit einer Lage eingedeckt. Als der Feuerschlag verrauscht ist, stehe ich auf, um dem Adjutanten zu antworten und ihm einige Erklärungen zu geben. Aber der Herr Oberleutnant ist nicht mehr da! Er hat sich diskret zurückgezogen, und sogar noch schneller als die Feiglinge meiner Kompanie!

Ja, so ist das nun. Da hat das Regiment eine Kompanie unterstellt bekommen, die die Geländeverluste des Regiments wieder gutmachen soll. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden, denn das ist unsere Aufgabe, in Brennpunkten eingesetzt zu werden. Aber die Versuchung, die unterstellte Einheit die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen und die eigenen Männer zu schonen, ist groß und verständlich. Man sollte aber von solcher Einheit nicht mehr verlangen als man selbst zu leisten vermag. Schließlich ist ja das Regiment aus den Stellungen hinausgeworfen worden, und jetzt wollen sie mich hängen, weil ich diese Stellung nicht auf Antrieb wiedergewinne. Dabei ist es leichter, eine Stellung zu halten als sie wieder zu erobern. Der russische Druck ist gewaltig. Das Regiment hat ihm nicht standgehalten und ist zurückgewichen. Und jetzt wollen sie mich vor ein Kriegsgericht stellen, weil ich diesen russischen Stoß nicht gleich wieder zurückdrängen kann. Das ist kein Krieg mehr, das ist Krampf. Das hysterische Geschrei des kreischenden Papageis vorhin war symbolisch, typisch für die ganze Kriegslage. Unsere fieberhaften Anstrengungen überzieht bereits der hektische Glanz übermenschlichen Willens. Bei aller bewunderungswürdigen Widerstandskraft unserer Truppen spürt man nicht mehr den Glauben an den Sieg, sondern die eiskalte Luft soldatischen Fanatismus' oder hysterischer Untergangsstimmung, die heroische Resignation oder den faulen Hauch des Drückebergertums. Auch Hitlers Energie ist zur Grausamkeit geworden.

Skizze Ich habe meine Züge neu gegliedert und erkläre ihnen meinen Angriffsplan: Wir wollen das Gut von der Seite packen. Deshalb werde ich mich mit einem Zug im Bogen an das Gut heranschleichen und es aus der Flanke stürmen. Der andere Zug, aus zwei MGs und einigen Gruppen bestehend, soll dagegen weiter aus der Richtung angreifen oder wenigstens feuern, um die Russen an dieser Seite zu binden. So zersplittern wir auch sein Abwehrfeuer. Ich befehle dem Kompanietruppführer noch, am Ende des Zuges zu bleiben, damit niemand zurückbleibt.

Neuer Anlauf! Ich setze mich wieder an die Spitze und schleiche im Schutz einer Bodenwelle einen Weg entlang, der fast wie ein Hohlweg an dem Gutshof vorbeiführt. Gebückt, manchmal kriechend, gehe ich vor. Hinter mir folgt der Zug. Keuchend und schwitzend erreiche ich ein Gebüsch, das sich seitlich des Gutshofes ausbreitet. Von hier aus will ich angreifen. Ich warte, bis die Männer heran sind. Dann schieben wir uns durch das Gebüsch bis an den vorderen Rand. 40 Meter vor uns liegt das Gutshaus. Wir sind schon auf dem Gutshof. Zwischen uns und dem Haus liegt nur noch ein Bunker, aber da rührt sich nichts. Auch im Haus ist es still.

Neben mir liegt ein Obergefreiter vom Regimentsstab. Er war gerade angekommen, als ich zum zweiten Angriff ansetzte. Er hatte mir den Befehl vom Regiment gebracht, den Angriff abubrechen. Da ich nun aber mitten im Zuge war, wollte ich meine Aufgabe auch zu Ende führen. Um aber einen Zeugen für meine Aktion zu haben, habe ich ihn mitgenommen. Er hat nicht mit der Wimper gezuckt. Jetzt liegt er sogar mit mir hier ganz vorn. Er ist ein tapferer Bursche. Ich ziehe ein Rohr unserer Panzerschrecks nach vorn, dazu zwei Mann mit der schweren Munikiste. „1 Schuss fertigmachen – Bei Abschuss auf und angreifen!“ In aller Eile laden die Männer. Ich liege mit etwa zehn Mann in vorderster Linie hart am Rande des Gebüschs. Der Panzerschreckschütze meldet: „Fertig!“ Ich kommandiere: „Feuer!“ Zischend fährt die Rakete aus dem Rohr, einen Feuerschweif nach sich ziehend. Dann schlägt sie krachend in das Haus. In das Krachen des Einschlags tönt mein Kommando: „Sprung auf – Hurraaah!“ Die Gruppe springt hoch, und mit Hurra stürmen wir vorwärts auf das Haus zu. In der Stille der Winternacht dringt unser Sturmruf weit über das Land. Es mögen zehn bis zwölf Mann sein, die mit mir springen. Der Soldat, der vorhin schon vor mir gelegen hat, läuft auch jetzt wieder vor mir her. Ein furchtloser Geselle. Es gibt also auch jetzt noch und sogar in dieser Kompanie tapfere Männer. Wir haben den Bunker erreicht und sind noch 20 Meter vom Haus entfernt. Kein Abwehrfeuer! Das Haus scheint schon geräumt zu sein.

Da rattert es los, als wenn die Hölle aufgerissen wäre. Ein rasendes Infanteriefeuer schlägt uns aus der Flanke entgegen. Blitzschnell werfen wir uns zu Boden und drücken uns tief in den Schnee. Singend und zischend pfeift der Kugelregen über uns hinweg, peitscht durch das Gebüsch, surrt als Querschläger durch die Luft. Ich werfe einen raschen Blick nach rechts. Das Aufblitzen der Mündungsfeuer zuckt wie eine glitzernde Perlenkette durch die Nacht. Das Feuer kommt aus einem

Schützengraben, der hinter dem Gutshaus entlangläuft und mit Russen vollbesetzt ist. Sie hatten sich aus dem Haus zurückgezogen und überfallen uns jetzt aus der Flanke. Eine ihrer üblichen Überraschungen.

Jetzt bellt auch noch eine Pak los. Mit wütendem Zischen hauen die rasanten Geschosse in den Boden. Jedes weitere Vorgehen wäre jetzt Selbstmord. Der Draufgänger vor mir hatte gleich kehrtgemacht, als der Feuerüberfall begann. Ich entschieße mich, den Angriff abubrechen. Müde drehe ich mich um. Die Männer sind schon alle hinter dem Gebüsch verschwunden. Abgeschlagen! Mein erster misslungener Angriff. Schwerfällig richte ich mich auf. Eine bleierne Müdigkeit befällt mich plötzlich. Mein letzter Begleiter läuft an mir vorbei dem schützenden Gebüsch zu. Ich bin der Letzte. Ich wanke durch den tiefen Schnee zurück. Kriechen kann ich nicht mehr. Meine Beine sind schwer, ich kann sie kaum noch heben. Erst jetzt spüre ich, dass ich völlig erschöpft bin. Die schlaflosen Nächte wirken sich aus. Es ist, als ob mit dem abgeschlagenen Angriff auch meine letzten Kräfte verbraucht sind. Ich denke nichts, ich fühle nichts. Die russischen Leuchtpurgeschosse zischen rechts und links an meinem Kopf vorbei. Ich könnte sie greifen, wenn ich den Arm ausstreckte. Ich achte nicht darauf. Aufrecht schwanke ich weiter. Es ist kein Mut, es ist völlige Apathie.

Dann erreiche ich das Gebüsch und dahinter den flachen Hohlweg, der mir etwas Schutz bietet. Nun flaut auch das Feuer ab. Ich erreiche das Wäldchen, wo die Züge sammeln. Die Männer waren etwa dreißig Meter vor mir hergegangen. Ich hatte sie immer vor Augen. Ich sammle den Rest der Kompanie, das Gerät und will abrücken. Da liegt noch ein Schwerverwundeter am Wäldchen. Als er bemerkt, dass wir zurückgehen, stöhnt er laut auf. Ich spüre seine Angst, dass wir ihn womöglich liegen lassen. Ich befehle vier Mann, ihn aufzunehmen. Sie zögern, wollen sich drücken. Aber da fahre ich sie wütend an, lasse die Kompanie halten und gehe nicht eher weiter, bis sich die Leute bequemen, ihren verwundeten Kameraden aufzuheben und zurückzutragen. Zu Beginn des Krieges wäre solche Szene unmöglich gewesen.

Mit 70 Mann habe ich den Angriff begonnen, mit 49 komme ich zurück. Das Scheitern des Angriffs war nicht meine Schuld. Der Gegner war stärker. Ich war bis an das Gutshaus vorgedrungen, eine Handvoll beherzter Männer und braver Soldaten hat sich treu und rücksichtslos an meiner Seite eingesetzt. Mehr konnten wir nicht tun.

Das Regiment hat sich nicht mehr gemeldet. Weder Oberst Mann noch der hysterische Oberleutnant, den ich gern noch einmal gesprochen hätte. Um die Toten und Verwundeten haben sie sich auch nicht gekümmert. Mein famoser Kompanieoffizier, Leutnant Harms, kam übrigens nicht mit 5 Mann, sondern mit 20 Mann zurück. Entweder hat er also gelogen (was ich glaube) oder er hat im Wald die Übersicht verloren (dann ist er als Zugführer unfähig). Um etwas gegen ihn zu unternehmen, reichen die Beweise nicht. Aber mit solchen Zugführern kann man keinen erfolgreichen Angriff führen.

Meine angeschlagene Kompanie wird zur Verstärkung der Verteidigungslinie auf die Stellungen verteilt. Ich selbst ziehe mit meinem Melder und einigen Leuten in einen Bunker, in dem die Geschützbedienung einer Vierlingsflak und ein junger Artillerieschütze liegen. Die Vierlingsflak steht ganz in der Nähe und der Artillerieschütze ist als vorgeschobener Beobachter im Graben. Ich bin todmüde, kann aber vor Übermüdung und innerer Erregung nicht schlafen. So liege ich stundenlang auf der Pritsche. Bleierne Müdigkeit lähmt meinen Körper und meine Denkfähigkeit.

Das ist ja das Schlimmste: Nicht der Kampf allein zermürbt, sondern die Anstrengungen aller Art, die schon tagelang vorher beginnen, die tage- und nächtelangen Vorbereitungen, der Anmarsch, der fehlende Schlaf und oft dazu noch Hitze, Kälte, Durst, Nässe. Und beim Offizier zusätzlich die Nervenbelastung durch Gedankenarbeit und Verantwortung. Ja, ein Offizier hat im Einsatz weit größere Last zu tragen als ein Landsers. Das beginnt schon lange vor dem eigentlichen Kampf. Der Landsers hat nur seine Knarre oder sein MG. Der Offizier muss sich um alle Waffen seiner Kompanie kümmern. Darüber hinaus läuft der Offizier schon lange vor Kampfbeginn zu Einweisungen, Einsatzbesprechungen und anderen Vorbereitungen, während der Landsers häufig schon schläft. Im Kampf selbst trägt der Offizier dieselben Strapazen wie der Landsers. Er rennt, kriecht, robbt, schwitzt, friert, hungert, wird nass, dreckig, blutig wie dieser. Darüber hinaus aber muss er noch sein Gehirn intensiv strapazieren: Feindbeobachtung, Wirkung seines Feuers und des Feindfeuers, Feindbewegungen, Feindabsichten zu erkennen versuchen. Überlegen, Entschlüsse fassen, Befehle geben. Beim Angriff in größerem Verband Verbindung mit dem Nachbarn halten und vieles andere mehr. Und er ist für alles verantwortlich. Gewiss hat er für viele Aufgaben seine Helfer, aber er darf und kann sich nicht allein auf sie verlassen. Alles dies erfordert angespannte Aufmerksamkeit und das

kostet Nervenarbeit, die dem Landser erspart bleibt. Wie stark diese Nervenarbeit und die Konzentration ist, habe ich zweimal am eigenen Leibe erfahren. Die Konzentration auf die Kampfführung war so intensiv, dass ich die Schmerzen einer Verwundung nur ganz nebenbei, fast nur im Unterbewusstsein, registriert habe.

Solche Nervenanspannung bedeutet Nervenverschleiß. Und wenn sich der Landser nach dem Kampf zum Schlafen niederlegt, rennt der Offizier immer noch mit Meldungen und Berichten zum Bataillon, erhält neue Befehle und beginnt schon wieder die Vorbereitungen für den nächsten Kampftag. Geistige Arbeit ist wichtiger als körperliche. Nerven sind kostbarer als Muskeln. Sie sind auch schwerer zu heilen, wenn sie erst kaputt sind. Alle diese Aufgaben strapazieren den Offizier im Einsatz weit stärker als den einfachen Soldaten. Damit ist auch die Besserstellung der Offiziere in der Verpflegung in vielen Armeen gerechtfertigt. Sein größerer Verbrauch an Nervensubstanz erfordert eine hochwertigere Nahrung. Selbst die Sowjetunion hat trotz ihrer sozialistischen Gleichmacherei vier verschiedene Verpflegungsgruppen: für Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere und Generäle. In der Deutschen Wehrmacht gibt es das nicht.

Hier noch ein Zitat: „Es ist gut, wenn der Führer alle Lasten des letzten Mannes mitträgt und kennt, damit er im richtigen Moment die richtigen Mittel anwendet. Aber es ist wichtiger, dass er in entscheidenden Augenblicken frischer ist als der letzte Mann, sonst kann seine Führungsaufgabe, die geistiger Natur ist, an der körperlichen Erschöpfung zerbrechen.“³⁵⁴

Ich muss doch etwas geschlafen haben, denn ich werde durch ein plötzliches Trappeln und Rufen munter: Der Russe greift an. Draußen bellt die 2cm-Vierlingsflak los. Bupp-bupp-bupp-bupp. Ich laufe hinaus und stelle mich neben den Vierling. Sie hat ihre schlanken Rohre nach rechts gedreht. Dort drüben auf dem rechten Flügel des Bataillons greift der Iwan an. In hellen Haufen kommen sie über eine kahle, offene Anhöhe gelaufen, die dann sanft zu unseren Stellungen abfällt. Unser Vierling kann sie schräg von der Seite fassen. Entfernung 800 m – Feuer! Bupp-bupp-bupp-bupp. In rhythmischen Stößen hämmert das Geschütz seine Granaten heraus. Die Leuchtpurgeschosse, die in regelmäßigen Abständen dazwischen gesetzt sind, zeigen Richtung und Lage der Garben an. Jetzt haut es drüben ein. Die Sowjets purzeln übereinander. Bupp-bupp-bupp-bupp. Es fallen immer mehrere gleichzeitig. Bupp-bupp-bupp. Sie stürzen und kippen und knicken ein. Das prasselt da drüben fürchterlich. Wupp – bupp-bupp-bupp. Die Gewalt des Rückstoßes schüttelt unseren Richtschützen auf seinem Federsitz durcheinander. Klirrend fallen die leeren Hülsen ins Netz.

Die russische Angriffswelle ist jetzt in einer flachen Mulde verschwunden. Wir können sie von unserem Standpunkt aus nicht mehr sehen. Offenbar haben sie sich doch festgesetzt, denn man sieht niemand zurückgehen. Sie haben, wie so oft, in solchen Massen angegriffen, dass selbst bei stärksten Verlusten noch genügend übrigbleiben, um den Kampf fortzusetzen.

Der Russe will mit Gewalt Erfolge erzielen. Der Druck seiner Angriffe ist stark. Er lässt uns kaum zur Ruhe kommen. Im Laufe des Nachmittags tauchen Gerüchte über eine geplante Frontverkürzung auf. Es wird Abend. Dunkelheit legt sich über das Land. Ab und zu fällt ein Schuss, mal hier, mal dort, mal hinter uns. Der Russe ist offenbar an einigen Stellen durchgesickert. Am nächsten Morgen wird der Bataillonsgefechtsstand aus der Mulde heraus nach rückwärts verlegt. Die Straße nach Kesteri, auf der wir hierher kamen, soll nicht mehr benutzt werden, weil angeblich Russen in dem Wald beiderseits der Straße liegen. Das wäre also direkt in unserem Rücken, wenige hundert Meter entfernt. Kein schönes Gefühl. Den Wald zu durchkämmen, scheint der Führung zwecklos. Eben höre ich, dass die Russen unsere Front an mehreren Stellen durchstoßen haben. Angesichts dieser Lage ist eine Zurücknahme der Front unvermeidlich.

Zwei Tage lagen wir hier in der Stellung Sanderi. Heute abend wird die Front zurückgenommen. Ich erhalte Befehl, meine Kompanie unter Umgehung des unsicheren Waldes hinter uns in eine neue Stellung am Südrand des Dorfes **Kesteri** zu führen. Dazu muss ich erst nach links eine Strecke an unserer bisherigen Front entlanglaufen und dann an einer bestimmten Stelle rechtwinklig nach rückwärts abschwanken. Dann komme ich genau bei der neuen Stellung vor Kesteri an. Um diesen Punkt, an dem wir abschwanken müssen, bei Nacht nicht zu verfehlen, schickt mir das Bataillon einen Einweiser. Der geht nun mit meinem Kompanietruppführer los, um diese Stelle jetzt bei Tage zu markieren.

³⁵⁴ Hauptmann Rosenbrock in Benary S. 122

Der 1. Zug meiner Kompanie ist laut Bataillonsbefehl als Nachhut eingesetzt. Er soll bis zu einer bestimmten Zeit in der Stellung bleiben und den Rückzug des Bataillons absichern. Ich gehe zu Leutnant Harms, um ihm den Befehl zu überbringen und seine Aufgabe zu besprechen.

Es ist dunkel geworden. Als die für mich festgesetzte Zeit zum Absetzen gekommen war, gebe ich Befehl zur Räumung der Stellung. Die Kompanie sammelt am Bunker des Kompanietrups. Dann setze ich mich mit dem Kompanietruppführer an die Spitze und gebe das Zeichen zum Abmarsch.

Da dringen plötzlich abgerissene Rufe vom 1. Zug herüber. Einzelne Schüsse fallen. Dann ist wieder Ruhe. Wir setzen den Marsch fort. Auf einem kleinen Trampelpfad, der neben unseren verlassenem Stellungen herläuft, gelangen wir in den Wald. Feindwärts ist er dicht und dunkel, nach rückwärts ist er licht mit weiten, offenen Schneeflächen. Schweigend stapfen wir durch den Schnee. Hinter mir der Kompanietruppführer und die lange Reihe der Kompanie. Nun müssen wir doch bald bei der Abzweigung sein. Ein Weg ist hier nicht mehr, aber nach der Entfernung und der Uhrzeit zu urteilen, müssten wir jetzt abbiegen. Ich drehe mich zu meinem Kompanietruppführer um. Der muss es ja genau wissen, denn er hat sich ja sicher eine deutliche Markierung gemacht. Als ich ihn frage, druckst er verlegen herum und gesteht schließlich, dass er den Weg auch nicht genau wüsste. Ich denke, ich höre nicht recht. Nach einigen kurzen Fragen stellt sich heraus, dass dieser Kerl zu faul oder zu feige war, heute nachmittag bis hierher zu laufen, um die Abzweigung festzulegen. Stattdessen hat er sich die Gegend von weitem durch den Einweiser beschreiben lassen und war dann umgekehrt. Und jetzt im Halbdunkel der Winternacht erkennt er die Gegend nicht wieder. Das ist ja eine verfluchte Schweinerei! Da stehe ich nun mit meiner Kompanie inmitten eines feindverseuchten, unbekanntem Waldgeländes und soll auf einem nun unbekanntem Weg die neue Stellung finden! Die ganze Kompanie befindet sich jetzt in einer äußerst prekären Lage. Eine ganze Kompanie ist in Gefahr, den Russen in die Hände zu laufen, weil ein einziger pflichtvergessener Feldwebel seine Aufgabe vernachlässigt hat! Ich sammle die Kompanie kurz, um ihr unsere Lage zu erklären, wobei ich mich nicht scheue, die Schuld des Feldwebels deutlich zu machen. Der soll nun meine Stütze sein, meine rechte Hand! Auch er ist übrigens umgeschulter Luftwaffenangehöriger. Ich fauche diesen Kerl wütend an, aber davon wird unsere Lage auch nicht besser.

Also weiter! Ich versuche erst noch, mir die Lage von Kesteri aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren, um die ungefähre Richtung zu haben. Zunächst aber will ich das gefährliche Waldstück, das zwischen mir und meiner neuen Stellung liegt, noch etwas weiter umgehen. Ich pirsche also zunächst in der alten Richtung weiter. Wenn wir zu weit gehen, laufen wir in die russischen Stellungen. Nach einer Weile glaube ich, dass es nun höchste Zeit ist, abzubiegen. An einer lichterem Stelle des Waldes mache ich eine scharfe Wendung und gehe nun im rechten Winkel von der bisherigen Richtung ab. Die Schneefläche ist unberührt. Kein Mensch ist hier seit langer Zeit gegangen. Wahrscheinlich sind wir schon zu weit gelaufen. Vor uns taucht ein Gehöft auf.³⁵⁵ Der Kompanietruppführer, der zwanzig Meter vor mir herging, bleibt zögernd stehen. Feige ist er also auch noch. Ich gehe an ihm vorbei und nähere mich dem Gehöft, ohne meinen Schritt zu verlangsamen. Es bleibt alles still. Entweder schlafen die Bewohner – es ist ja Nacht – oder der Hof ist verlassen. Ich gehe ohne Zögern an den Gebäuden vorbei und setze den Weg fort. Natürlich hätte das Haus voller Russen sein können, aber wenn ich gezögert hätte, wäre das Vertrauen der Männer in mich zum Teufel gewesen.

Nach längerem Marsch stoßen wir auf eine feste Straße. Wir machen Halt. Ich wittere nach allen Seiten und höre links Schanzgeräusche. In dieser Richtung muss auch Kesteri liegen, also gehe ich den Schanzgeräuschen entgegen und stoße bald auf eine Front schanzender Soldaten unseres Bataillons. Ich war im Niemandsland zwischen den feindlichen Fronten marschiert und kam nun von vorn, d. h. von der Feindseite her auf unsere neue Stellung zu. Erstaunlich, dass sie nicht auf mich geschossen haben. Als ich die Straße erreicht hatte, stand ich zweihundert Meter vor unserer Stellung. Ich war also nur zweihundert Meter zu spät abgebogen, worauf ich nicht wenig stolz war. Aber es hätte verdammt schief gehen können. Mein Schutzengel wird hier wohl die Führung der Kompanie übernommen haben.

Ich bin genau an meinem neuen Kompanieabschnitt gelandet. Die Leute, die hier an dem Ausbau der Stellung arbeiten, sind von meinem 1. Zug. Da steht auch der Bataillonskommandeur mit einem Einweiser. Ich melde mich zur Stelle und erfahre, dass Leutnant Harms mit seiner Nachhut schon

³⁵⁵ wohl das Gebäude nordwestlich von „Kumpe“ (*Karte des westlichen Russland Blatt H 16*), heute „Vītoliņi“ (*Flächennutzungsplan des Kreises Rucava*)

längst hier ist. Er hat seinen Posten als Nachhut kurzerhand vorzeitig verlassen und ist lange vor mir hier eingetroffen. Als ich ihn wegen seines Verhaltens zur Rede stelle, behauptet er, dass kurz nach unserem Abzug plötzlich ein starker sowjetischer Stoßtrupp auf Skiern und in weißen Tarnmänteln vor der Stellung aufgetaucht wäre und ihn angegriffen hätte, woraufhin er sich sofort hätte zurückziehen müssen. Kommentar überflüssig! Zu Kriegsbeginn hätte man solchen Kerl degradiert, aber bei dem herrschenden Offiziersmangel kann man sich das nicht mehr leisten, denn die Nachfolgenden sind zumeist auch nicht besser.

26.1.45. Stellung **Kesteri**. Ein kleines Kirchdorf, an drei Seiten von Wald umgeben. Die Kirche ist zerschossen, ebenso ein Teil der ohnehin nicht sehr zahlreichen Gehöfte. Durch das Dorf führt eine feste Schotterstraße. Die Stellungen meiner Kompanie laufen am *ostwärtigen*³⁵⁶ Ortsrand entlang. Es sind drei Abschnitte. Der linke verläuft an dem hohen Hang des Barta-Tales entlang. Die Barta ist hier nur ein großer Bach mit schmaler Talsohle, aber hohen, steilwandigen Talhängen und unübersichtlichen Schluchten. Die Stellungen hier sichern gegen die Mulde. Der mittlere Abschnitt sperrt die Straße, die geradewegs zum Iwan läuft. Hier liegt mein Kompaniegefechtsstand, etwa vierzig Meter hinter den Stellungen, in der Nähe der Straße und gleichzeitig in der Mitte des Kompanieabschnitts. Der rechte Abschnitt liegt mitten im Wald. Er ist der unübersichtlichste und deshalb vom 1. Zug besetzt, der der zahlenmäßig stärkste ist und von einem Offizier geführt wird. Letzteres ist so üblich, obgleich mir ein tüchtiger Feldwebel lieber wäre als dieser Offizier. Aber auch meine Feldwebel sind nicht viel besser.

Was waren unsere jungen Leutnants in der 8./477 zu Kriegsbeginn doch für schneidige Draufgänger! Wenn ich mir jetzt meinen Drückeberger ansehe, wird mir klar, dass der Krieg schon verloren ist.

Mein Kompaniegefechtsstand besteht aus zwei kleinen Bunkern, die durch einen fünf Meter langen Graben miteinander verbunden sind. In dem einen liegt der Kompanietrupp, in dem andern hause ich mit meinem Kompanietruppführer. Der Bunker sieht aus wie die meisten ihrer Art: Auf der Erde liegt eine dünne Lage Stroh, in einer Ecke liegt meine Schlafdecke, daneben der Feldfernsprecher. Auf der anderen Seite liegt der Feldwebel. Das Erdloch ist mit einer Balkenlage abgedeckt, über der noch eine Sandschicht liegt. Eine wackelige Tür hält wenigstens die härteste Kälte ab.

Ja, es ist bitterkalt. Das Land liegt unter einer dicken, weißen Schneedecke, deren Millionen Kristallsternchen an den herrlich klaren Tagen wie Brillanten funkeln. Unter den Füßen aber bricht und knirscht die Schneekruste, und auf den festgetretenen Wegen quietscht er bei jedem Schritt. Unsere Tarnkleidung ist gut und warm. Deshalb ist die Kälte einigermaßen erträglich.³⁵⁷ Wir haben aber auch Tage und Nächte mit klirrendem Frost, und dann sind Erfrierungen nicht selten. Besonders schlimm ist auch, dass die Verpflegung oft eiskalt ist, wenn sie hier ankommt. Seit Tagen schon haben wir nichts Warmes mehr gegessen. Wenn die Suppe hier ausgegeben wird, ist sie schon fast kalt, obgleich sie in Thermokanistern gebracht wird. Der Kaffee ist völlig kalt. Das Brot, das die Männer nicht gleich verzehren, ist in kurzer Zeit gefroren. Und wenn sie es dann später aus dem Brotbeutel holen – es soll ja bis zum nächsten Abend reichen – ist es steinhart gefroren. Über Nacht gefriert dann alles. Wenn die Männer dann am nächsten Tag ihre Mahlzeiten halten, knabbern sie wie die Mäuse an den harten Brotkanten herum, in denen Eiskristalle glitzern. Der Kaffee in den Feldflaschen ist gefroren. Man schlägt ihn stückweise aus den Flaschen und lässt ihn im Munde zergehen. Esbitkocher gibt es zur Zeit nicht. Wer hier keinen kerngesunden Magen hat oder wenigstens äußerst vorsichtig isst, holt sich leicht ein Magenleiden.

Ich habe schon immer die Ansicht vertreten, dass jeder Vorgesetzte in bestimmten Abständen immer wieder einmal für kurze Zeit den Dienst seiner Untergebenen machen sollte. Auch höhere Truppenführer sollten mal für ein paar Tage nach vorn in den Graben kommen. Inkognito als einfacher Soldat.³⁵⁸ Unsere Zahlmeister und Küchenbullen sollten jetzt zum Beispiel mal für 24 Stunden unsere derzeitige Verpflegung mitgenießen. Das soll nicht aus Bosheit geschehen, sondern nur, damit den höheren und rückwärtigen Stellen nicht der Blick für die Wirklichkeit verloren geht, was erfahrungsgemäß sehr schnell geschieht.

³⁵⁶ im Original irrtümlich „südlichen“

³⁵⁷ Es müssen mindestens $-10\text{ }^{\circ}\text{C}$ sein, denn *ab dieser Temperatur beginnt Schnee zu knirschen*.

³⁵⁸ Dies hat die Nationale Volksarmee – übrigens nach chinesischem Vorbild – *ab 1959 versucht und aufgrund vielschichtiger Probleme – darunter Einschränkung der Gefechtsbereitschaft – 1960 aufgegeben*. Die Grundidee steckt auch in der *Fernsehserie „Under-Cover-Boss“*.

Ein klarer, eiskalter Januartag. Drüben beim Iwan sehen wir ein paar Gestalten an einem Haus stehen. Jetzt verschwindet eine in der Haustür, während die andere um die Ecke geht und dort stehen bleibt. Ein Feldwebel greift zum Gewehr und schießt hinüber. Er trifft aber nicht. Die Entfernung ist zu groß, fast ein Kilometer. Der Feldwebel, der sich seinerzeit wegmelden wollte, ist nun doch geblieben. Er liegt jetzt als Führer meiner Kompaniereserve in dem zweiten Bunker meines Gefechtsstandes. Er hat sich als ganz netter Kerl entpuppt.

Die Sowjets beginnen, unsere neuen Stellungen abzutasten. Sie schießen, um unser Feuer herauszulocken und auf diese Weise unsere Feuerstellungen zu erkennen. Gleichzeitig nehmen sie Punkte unter Feuer, die sie für lohnende Ziele halten. Besonders haben sie es auf die Kirche abgesehen. Obgleich nur noch die hohen Grundmauern des Gotteshauses stehen, nehmen sie sie immer wieder unter Beschuss, dass bei jedem Einschlag Steine und rötlicher Ziegelstaub durch die Luft wirbeln.

Vorn fällt ab und zu ein Schuss. Ich stehe in der Stellung und beobachte das Vorgelände ein wenig durch mein Glas. Da kommt gerade der Verpflegungsschlitten, der eben beim 1. Zug war, aus dem Wald und biegt auf die Straße ein. Wie er drüben auf der Straße in Höhe meines Bunkers vorbeifährt, erkenne ich Leutnant Harms, der hinten auf dem Schlitten sitzt. Er lächelt freundlich zu mir herüber und deutet auf seinen Fuß. Er ist verwundet und fährt nach hinten. Für die Kompanie ist es kein Verlust.

Ich stehe im Dämmerlicht des Winterabends neben meinem Bunker und beobachte das Vorfeld. Ich richte mein Glas auch auf einzelne Stellungen meines Abschnitts, die durch das Glas zum Greifen nahe sind. Hinter mir höre ich Pferdegetrappel. Aus dem Dorf kommt ein großer Schlitten in flottem Trab heran. Das ist sicher unsere Verpflegung. Als er in Höhe meines Bunkers ist, der ja in der Nähe der Straße liegt, erkenne ich, dass der Fahrer ein Pionier ist, der hochaufgerichtet in dem Kastenschlitten steht und mit seinen beiden prächtigen Rappen in sausender Fahrt die Straße entlang prescht. Nanu, der fährt ja vorbei! Er hat in der Dunkelheit unsere Stellungen übersehen. Ich brülle hinterher, aber der Fahrer hört es nicht, denn er ist dick ver mummt. Herrgott, er ist schon über unsere Linien hinaus! Jetzt poltert er über die kleine Holzbrücke, die etwa fünfzig Meter vor unseren Stellungen liegt. Hier kreuzt die Straße einen kleinen Bach. Und jetzt jagt der Schlitten auf der Straße weiter durch das Niemandsland auf die russischen Stellungen zu. Es dauert nicht lange, da höre ich langgezogene Hilferufe. Klar und deutlich trägt die kalte Winterluft seine Schreie bis hierher: „Hiiilfäää – Hiiilfääää!“ Aber wir können ihm nicht mehr helfen.

Anruf vom Bataillon. Heute abend werden einige Pioniere eintreffen, um die kleine Brücke zu sprengen. Man will weitere Verirrungen wie die des armen Pioniers vor einigen Tagen in Zukunft vermeiden. Eben sind vier Pioniere eingetroffen. Ich gehe gleich mit ihnen nach vorn. Einige Männer des Kompanietrupps schließen sich freiwillig und ein bisschen aus Neugierde an. Zusammen mit der vom 1. Zug bereitgestellten Sicherungsgruppe tasten wir uns in das Vorfeld hinein. Die Brücke liegt doch gut achtzig Meter vor unseren Stellungen, und es ist nicht ausgeschlossen, dass sie von sowjetischen Spähtruppen belauert wird. Wir pirschen uns teils im Straßengraben, teils im Wald neben der Straße vorwärts bis an die Brücke. Dann gehe ich mit der Sicherungsgruppe über die Brücke hinaus und lasse einen weiten Halbkreis bilden, um die an der Brücke arbeitenden Pioniere vor Überraschungen abzuschirmen. Diese haben inzwischen an der Brücke zwei T-Minen angebracht und geben mir nun ein Zeichen: alles fertig! Ich ziehe die Sicherungen wieder zurück, und wir gehen fünfzig Meter hinter der Brücke in Deckung. Die Pioniere machen die Zündschnur klar. Ein leiser Ruf: „Achtung – Sprengung!“ Brrrruummmm! Mit einer grollenden Detonation, vermischt mit dem Krachen und Splittern von brechendem Holz, wirbeln die Balken und Bretter in die Luft. Eine dunkle Qualmwolke steigt hoch. Die Brücke ist fort. Kaum ist der Donner der Explosion verhallt, da wird die russische Front lebendig. Erst fetzen einzelne Schüsse zu uns herüber, und bald rattert es von allen Ecken und Enden der sowjetischen Linie auf die Brücke los. „Zurück, in den Straßengraben!“ Geduckt laufen wir zu unseren Stellungen zurück. Manche brechen sich durch das Unterholz des Waldes einen Weg. Leuchtspurgeschosse flitzen an uns vorbei. Noch ein paar Sprünge, dann über die Schneise, und dann sind wir ohne Verluste wieder in unseren Löchern. Das Gewehrfeuer der Sowjets flaut ab. Die Pioniere verabschieden sich, und ich melde dem Bataillon die erfolgte Sprengung.

Es sind prachtvoll klare Wintertage. Der Himmel ist tiefblau und wolkenlos. Der Tannenwald jenseits der Straße ist dick verschneit und gleicht einem Märchenwald. Die Schneedecke über dem Land ist

blütenweiß und glitzert in der Sonne wie Milliarden von Kristallen. Aber es ist grimmiger Frost. Mein Kompanietruppführer³⁵⁹, Feldwebel Freitag, hat sich den Fuß erfroren und muss ins Lazarett.

Aus dem Dorf kommt ein Sturmgeschütz. Es kommt die Straße entlang wie damals der Pionierschlitten. Es ist helllichter Tag. Ich weiß gar nicht, was der zu dieser Tageszeit hier will und warum er überhaupt hier angerollt kommt. Plötzlich brüllt eine Explosion auf. Der Panzer bleibt ruckartig stehen und ist im selben Augenblick in eine dichte Rauchwolke gehüllt. Durch den abziehenden Qualm sehe ich, wie die dreiköpfige Besatzung, einer nach dem andern, mit affenartiger Geschwindigkeit aus der Turmluke springt und sich in den Straßengraben rollt. Donnerwetter, das ging in Sekundenschnelle. Die haben das Aussteigen bis zum Erbrechen gedrillt, und hier zeigt sich, wie lebensrettend das sein kann. Der Schnellere, Geschicktere, Geschulte, der, der zuerst schießt, hat die größere Überlebenschance.

Das Geschütz steht unbeweglich. Die Besatzung erhebt sich langsam und vorsichtig aus dem Graben. Der Panzer war auf eine Mine gefahren. Ich winke die Männer zu mir heran, und wir unterhalten uns über den ausgestandenen Schrecken und die Schäden an der Selbstfahrlafette. Sie sind nicht schwer. Auch die Besatzung ist unverletzt, nur der Panzerfahrer ist von dem Druck der Explosion noch etwas benommen.

Die Russen beginnen wieder mit Vorstößen gegen unsere Stellungen. Es wird unruhig. Zur Erkundung der Lage lässt das Bataillon einen starken Spähtrupp in das vor uns liegende lichte Waldgelände hinaus. Er geht bei Einbrechen der Dunkelheit vom Abschnitt meines linken Zuges los. Nach knapp zwei Stunden sehe ich sie in der Dunkelheit zurückkommen. In langer Reihe kommen sie in einzelnen aufgelösten Haufen zurück und sammeln sich hinter meinen Stellungen. Nun stehen sie da schon fast eine halbe Stunde unter einer Baumgruppe in großen Haufen herum. Es sind mindestens zwanzig Mann. Eigentlich gehen sie mich gar nichts an, denn es sind nicht meine Männer, aber nun gehe ich doch zu ihnen hinüber, um zu sehen, was eigentlich los ist. Da sehe ich plötzlich aus dem Wald dunkle Gestalten herauskommen. Sie kommen denselben Weg heran, auf dem der Spähtrupp zurückkam. Nachdrängende Russen? Ich alarmiere sofort meinen linken Abschnitt. Als die Haufen des Spähtrupps meinen Warnruf hören, geraten sie plötzlich nach rückwärts in Bewegung und wollen abziehen. Ich gerate in Zorn und befehle dem Zug, in Stellung zu gehen. Sie tun es zögernd, aber niemand schießt. Erst nach meinem wiederholten Feuerbefehl fallen einzelne Schüsse. Da aber erhebt sich großes Geschrei bei den angeblichen Angreifern. Es sind Deutsche! Es sind die letzten Gruppen des zurückkehrenden Spähtrupps. Einer von ihnen hatte einen Oberschenkelschuss abbekommen. Er wird von zwei Kameraden gestützt.

Das war eine Panne. Ich war etwas zu vorschnell. Ich hätte mir die „Angreifer“ erst genauer ansehen sollen, bevor ich feuern ließ. Aber ich konnte ja nicht ahnen, dass der Spähtrupp so kleckerweise zurückkommt, mit einer halben Stunde Abstand zwischen den ersten und den letzten. Das gibt's doch gar nicht! Vor allem aber hatten die blöden Landser, die hier schon eine halbe Stunde herumstanden, mir gleich sagen können, dass es die letzten Gruppen ihres Spähtrupps sind. Aber nun erkannte ich, warum der vorzeitig zurückgekehrte Haufen so verschwiegen und wortkarg war: Es waren die Feiglinge, die sich wieder viel zu früh zurückgezogen hatten und nun hier warteten, bis die anderen Kameraden ihren Spähtruppauftrag erfüllt hatten. Deshalb haben sie auch unter der Baumgruppe gewartet, und deshalb konnten sie auch keine befriedigenden Antworten geben, als ich sie vorhin nach diesem und jenem fragte. Und deshalb drucksten sie herum, als sie das Feuer eröffnen sollten. Hätten sie nämlich etwas gesagt, dann wäre offenbar geworden, dass sie sich gedrückt haben und viel zu früh zurückgekommen sind.

Im Übrigen hätte mich das Bataillon ruhig über Stärke und Auftrag des Spähtrupps unterrichten können. Um den Mann, der den Kameraden angeschossen hat, zu beruhigen, habe ich ihm vor den versammelten Männern erklärt, dass er richtig gehandelt habe, denn er habe auf meinen Befehl hin geschossen.

Eben komme ich von einem **erfolgreichen Gegenstoß** zurück. Es ist alles sehr schnell gegangen und war so verlaufen: Ich stehe in dem kleinen Laufgraben zwischen unseren zwei Bunkern, als plötzlich rechts im Wald ein rasendes Infanteriefeuer einsetzt. Das ist in meinem rechten Abschnitt, beim 1. Zug. Der Wald rauscht und dröhnt vom Knattern und Prasseln der Gewehrschüsse und MG-Garben. Das ist kein Feuerüberfall, das ist ein Angriff. Das „Urrääh“ der Angreifer geht unter im hellen

³⁵⁹ Im Original ist der Wortteil „Kompanietrupp“ *ausradiert*.

Knattern des Infanteriefeuers. Ohne noch weitere Anzeichen oder Meldungen abzuwarten, alarmiere ich meine Kompaniereserve. Mein Kompanietruppführer kommt aus dem Bunker gekrochen, während ich gespannt zum Wald hinüberblicke. Da kommt eine Gestalt aus dem Wald herausgelaufen! Ein deutscher Soldat! Jetzt ein zweiter, ein dritter. Sie verlassen die Stellungen!

„Feldwebel Freitag, schießen Sie „rot“! – Kompaniereserve fertigmachen zum Gegenstoß!“

Wir setzen die Stahlhelme auf und greifen nach unseren Waffen. Der Kompanietruppführer war inzwischen in den Bunker gekrochen, um die Leuchtpistole zu holen. Er kommt mit der geladenen Pistole zurück, hält sie senkrecht hoch und drückt ab. Zischend fährt die Patrone in den Himmel, glüht rot auf und sinkt zum Boden zurück. „Gleich noch eine!“ Kurz darauf zischt eine zweite rote Leuchtkugel in die Luft.

Rote Leuchtkugel bedeutet: Feind greift an. Sternbündel rot bedeutet Sperrfeueranforderung. Davon hatte ich aber keine.

„Feldwebel Freitag, Sie bleiben hier, rufen sofort das Bataillon an und melden: Feind greift Waldabschnitt der 3. Kompanie an. Kompanieführer ist mit Kompaniereserve zum Gegenstoß angetreten!“

Mit sechs Mann meiner Kompaniereserve springe ich über die Straße, lasse die Männer fächerförmig ausschwärmen und fange am Waldrand die Zurückgehenden des 1. Zuges auf. Sie müssen sich uns anschließen, und wir gehen gemeinsam wieder auf die Stellungen los. Als wir auf sechzig bis achtzig Meter heran waren, gebe ich das Kommando: „Die Stellung wird im Sturm zurückerobert. Feuer aus allen Gewehren – vorwärts – hurraah!“ Brüllend und schießend stampfen wir durch den verschneiten Wald. Von Baum zu Baum, von Busch zu Busch geht es vorwärts. Sprung – Schuss, Sprung – Schuss. Unser Sturmruf hallt in dem winterlichen Wald mit vielfacher Stärke wider. Das Krachen der Gewehrschüsse verstärkt den Gefechtslärm und flößt den Männern wieder Mut ein. Ich sehe sie zwischen den Bäumen vorgehen. Sie springen, knien sich hinter einen Baum, schießen, laden durch, springen weiter. Es geht rasch vorwärts. Vor mir läuft ein Soldat, der eine Gewehrgranate geladen hat. Dieses gefährliche, hochbrisante Geschoss wird vorn auf die Gewehrmündung aufgesetzt. Damit rennt der Kerl jetzt, die Mündung nach unten, durch das Gebüsch. Wenn der irgendwo hängen bleibt oder das Ding herausrutscht, ist er kaputt. Ich habe jetzt aber für Ermahnungen keine Zeit. Da vorn ist schon der Graben!

Da heult es kurz heran, und ein Hagel von Granaten schlägt über uns zusammen. Brach-bruch-krarraach-zänng! Es bricht und splittert in den Bäumen. Rote Stichflammen zucken aus den Kronen. Schwarzgraue Rauchfontänen springen aus dem schneebedeckten Boden, und ein wahrer Schauer von Splittern, Zweigen und Erde prasselt auf uns nieder. Unser eigenes Sperrfeuer! Unser Gegenstoß war so schnell vorangetragen, dass wir die Stellungen schon erreicht hatten als das Sperrfeuer darauf lostrommelte. Das Feuer liegt gut, direkt auf den Stellungen und ganz dicht davor. Das Dumme ist nur, dass wir auch schon ganz dicht davor sind und nun den ganzen Segen mitkriegen. Meine Männer haben sich dicht an die Baumstämme gekauert und den Kopf eingezogen. Der Feuerschlag ist kurz und hart. Jetzt ist er vorbei, und in wenigen Sätzen sind wir an den Stellungen. Die Bolschewisten sind zurückgeworfen. Schon während unseres Angriffs sind sie zurückgewichen, und das Sperrfeuer hat ihnen den Rest gegeben. Wir sehen die letzten braunen Gestalten drüben zwischen den Bäumen verschwinden.

Doch nicht alle. Als ich an eines unserer Schützenlöcher herantrete, richtet sich ein Iwan auf und hebt die Hände. In der einen Hand flattert ein Zettel, den er mir jetzt übergibt. Es ist einer unserer Propagandazettel mit der Unterschrift eines Kapitäns der [Wlassow-Armee](#), der die Russen zum Überlaufen auffordert. Ob er nun überlaufen wollte oder ob ihn das Sperrfeuer in Deckung gezwungen hatte und er nachher nicht mehr schnell genug zurück konnte, ist unwichtig.

Während die Männer die Stellungen wieder besetzen, gehe ich zum rechten Flügel meines Kompanieabschnitts, um festzustellen, ob der Anschluss zu der Nachbareinheit wieder hergestellt ist. Es ist alles in Ordnung. Gleich im ersten Loch finde ich zwei Mann der Nachbarkompanie. Sie sind Angehörige einer Sturmkompanie. Bei ihnen war der Angriff schon vor den Stellungen steckengeblieben. Diese gutbewaffneten und furchtlosen Männer schütteln den Kopf darüber, dass man „vor so ein paar Iwans“ davonlaufen kann. Sie schildern mir den Verlauf des Gefechts, und aus ihren Worten klingt Stolz und ein bisschen Prahlerei. Aber warum sollten sie nicht! Nach einem abgeschlagenen Feindangriff haben sie wohl ein Recht darauf. Ich wäre froh, wenn ich nur zehn Mann von dieser Sorte in meiner Kompanie hätte.

Ich kehre zu meinem Kompaniegefechtsstand zurück, schicke den Gefangenen zum Bataillon und melde dem Bataillon telefonisch den beendeten Gegenstoß, die Wiederbesetzung der Stellungen und 1 Gefangenen.

Das war eine Blitzaktion ohne Verluste und sogar einem Gefangenen. Hier hat sich wieder die alte Erfahrung bestätigt, dass Gegenstöße umso erfolgreicher sind und umso weniger Verluste kosten, je schneller sie einsetzen. Das war ein Musterbeispiel eines „automatischen Gegenstoßes“, wie sie seit einiger Zeit von der Truppenführung bei Feindeinbrüchen gefordert werden.

Wir werden umgruppiert. Um die Front hier im Dorf zu verstärken, wird eine 2. Linie aufgebaut, die ich besetzen soll. Es gab eine kleine Überraschung, als der Kompanieführer der neuen Einheit erscheint, um mich abzulösen. Es ist Leutnant Fischer, ehemaliger Gefreiter und Richtschütze in dem Zug, den ich als Feldwebel geführt habe, beim **Ssula-Übergang** schwerverwundet zum letzten Mal gesehen.

Die 2. Linie bzw. Reservestellung zieht sich mitten durch den Ort, etwa parallel zur vorderen Linie mit derselben Frontrichtung, nur ca. zweihundert Meter rückwärts. Die Stellungen sind durch hohes Gebüsch gedeckt und von zwei Zügen besetzt. Der 3. Zug liegt in einem Gehöft dicht hinter der Frontlinie. Auch meine neue Stellungslinie reicht links bis an die Barta-Mulde. Mein Kompaniegefechtsstand befindet sich in einem Bunker unmittelbar am Fuß der Mauer der Kirchenruine. Früher lief hier an der Kirche einmal die russische Front entlang. Auch der Bunker ist von Russen gebaut. Entsprechend der russischen Frontrichtung lag er natürlich hinter der Kirche, so dass er jetzt auf der falschen Seite, nämlich frontwärts liegt. Auch der Eingang öffnet sich zum Feind hin. Das Kirchenschiff, das dem Russen Schutz bot, liegt jetzt in meinem Rücken. Allerdings haben wir vor dem Bunker einen kleinen Graben ausgehoben, dessen ausgeworfene Erde einen flachen Schutzwall bildet, der den Bunker wenigstens etwas vor Sicht schützt.

Der Russe gibt keine Ruhe. Heute hat er wieder einmal das Kirchengemäuer mit Pak beschossen. Wir hören den harten Abschuss und fast gleichzeitig das metallische Krachen der krepierenden Granaten. Die meisten schlagen durch und reißen kleine Löcher in das Gemäuer der geschundenen Ruine. Andere zerschlagen das Gestein, das in großen und kleinen Brocken auf unsere Bunkerdecke prasselt. Nach jedem Einschlag quillt eine rote Staubfahne hervor und hängt als rötlicher Schleier eine Zeitlang in der Luft.

Der Verpflegungsschlitten kommt nach Einbruch der Dunkelheit bis an die Kirche gefahren. Von hier holen sich die Gruppen dann ihr Essen ab. Heute gibt es wieder Nahkampfpäckchen für die Kämpfe der letzten Tage. Ich bekomme drei Stück³⁶⁰, die ich aber gleich wieder zum Tross zurücknehmen lasse. Sie sollen dort aufbewahrt werden, bis ich mal nach hinten komme, wo ich sie dann in aller Ruhe verzehren möchte.

Jetzt knallt die Pak wieder gegen die Kirchenmauer. Die Essenausgabe ist gerade beendet. Die Fahrer werfen die leeren Kanister eilig auf den Schlitten, sitzen auf und sausen ab.

Auch heute schießt der Iwan wieder wie toll auf die armen Kirchenreste. Es kracht und prasselt. Der Posten kommt hereingeschlichen. Es ist ihm draußen zu gefährlich. Ich will den zweiten Melder hinausschicken, denn die Beobachtung muss fortgesetzt werden. Er zögert und kann sich nicht entschließen, die Ablösung zu übernehmen. Da stehe ich auf und gehe wieder einmal selbst hinaus. Aber öfter werde ich das nicht machen, sonst machen die Landser eine Gewohnheit daraus. Im Gelände sind keine Bewegungen zu erkennen, nur diese verdammte Pak schießt, und zwar immer nur auf die Kirche. In vier bis sechs Metern Höhe krachen die Granaten in die Mauer. Steine rasseln herunter. Ich mache einen krummen Rücken und ziehe den Kopf ein wie eine Schildkröte. Was für ein Sicherheitsgefühl doch so ein Stahlhelm gibt! Einen Stein aus drei Metern Höhe hält er spielend ab.

Vor mir am Grabenwall liegt ein toter Soldat. Von meiner Kompanie ist er nicht. Er muss endlich begraben werden. Ich will es heute abend tun lassen.

Von der Bunkertür ruft ein Melder: „Herr Leutnant, Anruf vom Bataillon!“ Ich gehe hinein, nehme den Hörer und melde mich. Der Bataillons-Adju ist am Apparat: „Tag, Schrödter, elender Beschuss heute, was? Wie geht es? Irgendetwas zu erkennen? Nein? Na schön, Wiedersehen!“ Nach einer Stunde kommt ein neuer Anruf: „Nichts zu sehen? Umso besser! Wiedersehen!“ Beim Auflegen wundere ich mich über die Anrufe. Wegen solcher Kleinigkeiten ruft man doch nicht an.

³⁶⁰ für die im Soldbuch (**Vordruck II** gegenüber S.23) bestätigten drei Nahkampftage am 24., 25. und 26.01.1045

Seit einer halben Stunde liegt auch das Gelände hinter uns unter Artilleriebeschuss. Die Telefonleitung ist längst zerschossen. Deshalb rufe ich aus dem Nachbarbunker einen Mann der Nachrichtenstaffel zu mir. Der Funker soll mit seinem Dora-Sprechfunkgerät³⁶¹ die Verbindung zum Bataillon wiederherstellen. Er steckt seine Antenne durch einen Türspalt nach draußen und bedient nun das Gerät. Nach einiger Zeit reicht er mir einen Zettel mit einem eben aufgenommenen Funkspruch herüber. Der Funkspruch ist aber nicht zu entziffern, denn er besteht aus völlig unverständlichen Sätzen. Auf meine Frage, ob er den Spruch versteht, verneint er. Also Rückfrage. Er nimmt den Spruch erneut auf und endet mit „verstanden“. Aber der Spruch ist immer noch nicht zu entziffern. Ich fauche diesen Blindgänger gehörig an, aber davon wird der Spruch nicht deutlicher. Was soll man bloß mit diesen 6-Wochen-Rekruten anfangen!? Der verstümmelte Funkspruch sagt etwas über Auszeichnungen, aber ich werde nicht klug daraus. Also befehle ich dem Funker, die Meldung selbst vom Bataillon zu holen, wenn er nicht in der Lage ist, sie im Funk aufzunehmen. Aber dann kommen mir Bedenken. Kann ich diesen Heini zum Bataillon schicken, dessen Lage ihm unbekannt ist? Noch dazu durch ein Gelände, das unter Artilleriebeschuss liegt? So schicke ich also meinen richtigen Melder los. Der schultert sein Gewehr und zieht ab.

Dieser Melder ist derselbe Funker, den ich damals in Jurmalciems in die vorgeschobene Stellung „strafversetzt“ hatte, und der von dort gar nicht mehr zurück wollte. Heute ist er ein guter Melder.

Nach einer Stunde ist er zurück und macht prustend seine Meldung. Inzwischen war eine zweite Meldung erforderlich, aber einen zweiten Gang zum Bataillon wollte er nicht machen. Er sei genug gewatzt, und nun könnte der zweite Melder auch mal laufen. Er hat recht. Im übrigen habe ich ihn wegen seiner gefährlichen und pflichttreuen Meldegänge für eine Auszeichnung bei der nächsten Gelegenheit vorgesehen.

Nach einigen Tagen komme ich zum Bataillon. Wie ich beim Eingang zum Unterstand den Stahlhelm abnehme, kommt mir zum Bewusstsein, dass ich ihn seit fast zehn Tagen nicht vom Kopf bekommen habe. Manchmal sogar nicht einmal beim Schlafen.

Nach der Besprechung mit dem Kommandeur und dem Adju sagt letzterer ganz unvermittelt zu mir: „Haben Sie denn vorgestern bei dem tollen Beschuss keinerlei Angriffstätigkeit bemerkt?“ Auf mein entschiedenes „Nein“ fährt er lächelnd fort: „Die Russen hatten beschlossen, sie und ihren ganzen Gefechtsstand auszuheben! Eine ganze sowjetische Kompanie unter Führung eines Kapitäns war dazu angetreten! Der Führer der Kompanie änderte aber seine Absicht und lief über! Er hat uns dann den ganzen Plan mitgeteilt.“ So, so, nun wird mir alles klar. Darum also hat er die Ruine und meinen Bunker mit diesem blödsinnigen Pakfeuer belegt, und darum hat die rote Artillerie das Gelände hinter mir unter Beschuss genommen, um die Überfallstelle gegen Hilfe von rückwärts abzuriegeln. Das hätte mir eigentlich auffallen müssen. Und nun habe ich auch die Lösung für die beiden rätselhaften Anrufe des Adjutanten: Er kannte die russische Absicht und wollte hören, ob ich noch da bin!

Man berichtet mir noch, dass unser Kommandeur sich um eine Auszeichnung für mich bemüht. Mein letzter Gegenstoß hat offenbar Eindruck gemacht. Vielleicht hat auch der Gefangene wichtige Aussagen gemacht.

In dem Wald Abschnitt rechts der Straße, wo ich kürzlich den russischen Angriff zurückgeschlagen habe, ist der Teufel los. Tag und Nacht greifen die Roten hier mit stärkeren und schwächeren Trupps an. Unsere Leute bekommen keine Ruhe mehr. Heute meldet die Kompanie dort erstmalig Panzergeräusche. Am Spätnachmittag nähern sich dann tatsächlich einige Ungetüme vorsichtig und schrittweise im Wald und feuern auf unsere Stellungen. Bei Einbruch der Dunkelheit ziehen sie sich wieder zurück. Leutnant Fischer hat Verluste. Ich bekomme Befehl, mit einem Zug meiner Kompanie vorzugehen und die 2. Kompanie zu unterstützen, falls diese die Stellung nicht mehr allein halten kann. Fischer hat meinen alten Kompaniegefechtsstand, den er übernommen hatte, nicht mehr halten können und war in einen anderen Bunker im Wald auf der anderen Straßenseite ausgewichen. Dahin ziehe ich also mit meinen Männern, lasse sie im Unterholz des Waldes in Deckung gehen und krieche in den Unterstand hinein. Er ist eng und niedrig. Fischer hockt in einer Ecke. Vor ihm steht auf einer Holzplanke eine Kerze, die den Unterstand mit ihrem matten Schein notdürftig erhellt. Der übrige Raum des Bunkers ist mit Verwundeten überfüllt, die still oder stöhnend am Boden liegen. Draußen hallt unruhiges Geknatter von Gewehrfeuer durch den Wald. Jetzt wagen sich die Panzer auch schon nachts heran. Von Zeit zu Zeit mischt sich ihr tiefes Brummen in das helle Knattern des

³⁶¹ *möglicherweise ein Feldfunktisprecher FeldFu d oder ein Kleinfunktisprecher d „Dorette“*

Infanteriefeuers. Drei Panzer sind gemeldet. Sie stehen im Schutz des dunklen Waldes fünfzig Meter vor unseren Stellungen. Sie sind nicht auf der Straße herangekommen (da könnten Minen liegen), sondern haben sich einen Weg durch den Wald gebahnt (wo sich normalerweise kein Panzer bewegt, schon gar nicht bei Nacht). Jetzt krachen ihre Abschüsse. Das zuckende Mündungsfeuer erhellt wie ein Blitz den nachtdunklen Wald. Gleichzeitig wirft das Feuer der krepierenden Granaten einen flammenden Schein gegen die Baumstämme. Ein Melder kommt mit Verlustmeldungen. Fischer bittet mich, eine meiner Gruppen zur Auffüllung der Lücken in die Stellung zu schicken, bis er selbst Verstärkung bekommt. Ich schicke sechs Mann nach vorn.

Wieder bringen sie einen Schwerverwundeten. Schon von weitem hören wir sein lautes Jammern. Es ist ein OA-Feldweibel. Der Splitter einer Panzergranate hat ihm den Oberarm zerschmettert. Zwei Mann führen ihn in den Unterstand. Das sitzt er nun, den Rücken an die Wand gelehnt, und stöhnt und windet sich vor Schmerzen. „Aaauuaahh – uuuiihh – mein Arm, mein Arm. Jetzt muss ich ins Lazarett und morgen sollte ich zum Leutnant befördert werden! So eine verdammte Schweinerei – auuuah – ooochch. Der Arm ist hin. Ich sah nur einen Blitz und spürte einen furchtbaren Schlag gegen den Arm. Auuuuch, verfluchte Sauerei!“ Da er noch laufen kann und der Bunker sowieso überfüllt ist, schicken wir ihn gleich nach hinten.

Stundenlang geht der Kampf noch weiter. Die Panzer schießen aus sicherem Versteck, ohne einen Meter vorzurücken. Die rote Infanterie wagt sich ebenfalls nicht heran. Unsere Männer stehen in ihren Löchern und schießen auf alles, was sich drüben bewegt. Oder sie drücken sich in ihre Löcher, wenn die Panzer ihr satanisches Feuer herüberjagen. Der Wald brennt an einigen Stellen. Die Glut der züngelnden Flammen wirft zuckende, rote Schatten durch den Wald. Wir haben starke Verluste, aber die Männer weichen nicht. Gegen Morgen brummen die Panzer plötzlich laut auf. Sie kriechen zurück. Das Feuer flaut ab. Auch dieser Angriff ist abgeschlagen. Ich ziehe meine Gruppe wieder heraus und ziehe mit meinem Zug in unsere Reservestellung zurück.

Ich bin einen Tag hinten bei meinem Tross und inspiziere die Unterkünfte und den Betrieb. Natürlich ist alles in bester Ordnung, da mein Kommen bekannt war. Ich schreibe einen Brief an Carola und fordere dann meine vier Nahkampfpäckchen, die ich zur Aufbewahrung hierher gegeben hatte. Sie sind nicht aufzufinden. Natürlich haben die Kerle sie aufgefressen. Erstaunlicherweise ärgere ich mich nur wenig über diese Unverschämtheit. Geschieht mir ganz recht. Ich bin kein starker Esser und bin immer mit wenig zufrieden. Daher habe ich auch den Verpflegungsfragen in der Kompanie zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das soll in Zukunft anders werden. Vor allem werde ich dem Hauptfeldweibel bei der Anforderung und Verteilung der Päckchen etwas mehr auf die Finger sehen. Es ist nur etwas schwierig durch zu führen, wenn man wochenlang vorn im Graben liegt. Da kann der Spieß dann hinten nach eigenem Gutdünken walten, was sie alle weidlich ausnützen.

Heute ist der Waffen-Unteroffizier mit dem Verpflegungsschlitten nach vorn gekommen. Er ist ein stämmiger Bursche und kolossal eifrig. Er schimpft wie ein Rohrspatz, weil die Züge die leeren Muni-Kästen so selten zurückschicken. Er durchsucht alle Bunker und Unterkünfte und findet in dem Haus des 3. Zuges dabei sogar noch einen Essenkanister. Da platzt ihm förmlich der Kragen.

30.1.45. Links von uns, drüben im Barta-Abschnitt, dröhnt schon den ganzen Tag starkes sowjetisches Artilleriefeuer.³⁶² Ich ahne nichts Gutes, und als dann abends das Telefon schrillt und das Bataillon sich meldet, wusste ich schon, was kommen würde: Stellungswechsel nach links! Der Russe hat einige Einbrüche erzielt, und wir sollen in die Bresche springen. Ich gebe also an die Kompanie Befehl zum Fertigmachen. Als es dunkel wird, fassen wir noch einmal Verpflegung, und dann verlassen die Züge die Stellungen, um sich beim Bataillon zu sammeln.

Während die Männer vor dem Haus des Bataillonskommandeurs in Gruppen zusammenstehen, gehe ich hinein, um mich zu melden. Da erkenne ich Oberst Mann. Er ist wieder selbst gekommen, um mich in meinen neuen Auftrag einzuweisen. Er steht mitten im Raum. Hinter ihm mein Bataillonskommandeur³⁶³ und der Adju. Ich stehe ihnen gegenüber, feldmarschmäßig im Tarnbekleidung mit Stahlhelm und umgehängter MPi. Oberst Mann begrüßt mich in seiner forschenden Art. Zuerst beglückwünscht er mich zu dem schneidigen Gegenstoß in dem Wald und schließt mit den

³⁶² Das KTB OKW 1944–1945 vermerkt am 30.1.45 (S. 1057) „Nur Aufklärungs-Vorstöße“, am 31.1.45 (S. 1060) „Nur geringe Tätigkeit“.

³⁶³ Wegen der nachfolgenden Bemerkung, dass er „einem anderen Bataillon unterstellt werde“, kann man hier mit größerer Sicherheit annehmen, dass es sich um einen der Kommandeure in Manns Regiment und nicht um den Kommandeur des Korps-MG-Bataillons 410 handelt.

Worten: „Seien Sie gewiss, dass das nicht vergessen wird!“ Dann breitet er eine Karte auf dem Tisch aus, zeigt mir den neuen Einsatzraum und erläutert mir meinen neuen Einsatz, bei dem ich einem anderen Bataillon unterstellt werde. Da ich keine Karte bekommen kann, versuche ich, mir das Kartenbild und den Weg zum neuen Einsatzraum ins Gedächtnis einzuprägen. Oberst Mann fährt fort: „Drüben im Barta-Abschnitt greift der Russe mit starken Kräften an und ist stellenweise in unsere Verteidigungslinie eingebrochen. Ihr Auftrag ist es, eine Riegelstellung aufzubauen und den weiteren Einbruch der Russen zu verhindern.“ Jetzt hebt er die Stimme: „Heute werden sie noch 2. Linie sein, aber denken Sie daran, dass diese Linie morgen schon HKL sein kann!“ Dann werde ich entlassen. Kurzer Händedruck, Kehrtwendung – ab.

Draußen lasse ich die Kompanie antreten, setze mich an die Spitze und marschiere in die dämmerige Winternacht hinaus. Über eine kleine Holzbrücke gelangen wir auf die andere Seite eines Baches (ein Barta-Nebenflüsschen?)³⁶⁴ und steigen dann den sanften Hang des Tales hinauf. Dann gabelt sich der Weg. Einer biegt direkt zur Front ab, der andere läuft parallel zu ihr auf der Höhe weiter. Ich folge dem letzteren, der sich bald oben auf der kahlen, verschneiten Hochfläche verläuft. Ich bin noch keine fünfhundert Meter gegangen, da werde ich unsicher. Es ist so seltsam ruhig hier oben. Irgendetwas stimmt hier nicht, obgleich ich nicht sagen kann, was. Mein Instinkt meldet sich. Das ist nicht der richtige Weg! Kehrt, zur Wegegabel zurück! Dort angekommen, blicke ich mich in der Gegend um und entdecke am Rand des anderen Weges in der Nähe der Gabelung eine dünne Rauchfahne, die aus einem Bunkerschornstein aufsteigt. Ich laufe die achtzig Meter voraus und steige in den Bunker hinunter. Er ist von Pionieren besetzt, die die kleine Brücke³⁶⁵ sichern. Auf meine Fragen können Sie aber keine Auskunft geben. Sie kennen weder das Bataillon noch den Weg dorthin. Also muss ich auf ein bisschen Glück vertrauen. Ich folge nun diesem zweiten Weg, obgleich er viel zu früh zur Front abbiegt, denn mein Marschziel ist viel weiter entfernt. Aber bald macht der Weg eine sanfte Biegung und läuft nun parallel zur Front. Das ist der richtige! Er läuft auf halber Höhe des kahlen Hanges entlang. Die dunkle Kolonne der Kompanie hebt sich deutlich von der hellen Schneefläche ab. Einzelne verirrte rote Leuchtspurgeschosse zischen von der Front zu uns herüber. Ein Gehöft taucht auf. Ein großer, wuchtiger Hof, der etwa dreißig Meter abseits des Weges steht. Während die Kompanie Halt macht und viele Landser sich gleich in den Schnee zum Ruhen niederlegen, gehe ich auf den Hof. Alles ist totenstill, kein Mensch zu sehen. Das Gehöft ist verlassen. Also weiter. Nach einer knappen halben Stunde treffen wir erneut auf ein Gehöft. Ich mache mich wieder auf die Suche, während die Männer sich auch hier wieder auf den Boden der offenen Scheune niederlassen. Auch dies hier ist ein großer Hof mit einer ganzen Gruppe von Gebäuden. Vielleicht sind es zwei Höfe. Hier begegne ich einigen Gestalten. Es sind Deutsche. Ich erfahre von ihnen, dass der Bataillonsgefechtsstand fünfhundert Meter entfernt in einer sanft abfallenden Mulde liegt. Mein Kompanietruppführer war bei der Kompanie geblieben. Ich gehe aber nicht dorthin zurück, sondern gehe allein zum Bataillon hinüber. Ich trete in den geräumigen Unterstand und melde mich bei dem Bataillonsführer Hauptmann Petersen. Er ist ein ruhiger, sehr sympathischer Hamburger mit stark angegrauten Schläfen. Er schildert mir kurz die Lage und gib mir dann meine Einsatzbefehle. Ich soll, wie mir schon bekannt, eine 2. Linie aufbauen, auf die die 1. Linie notfalls zurückgenommen werden kann. Außerdem soll ich eine Gruppe zur Verstärkung nach vorn in die schon sehr lückenhafte 1. Linie schicken.

Ich hole die Kompanie heran, die im Stroh liegt und schnarcht. (Ich hätte doch den Kompanietruppführer mitnehmen sollen. Dann hätte ich mir diesen Weg sparen können. Selber schuld!) Ich führe die Kompanie nach **Kudi**, einer Streusiedlung, eine lockere Gruppierung mehrerer großer Gehöfte. Hier stehen in Abständen von einigen hundert Metern drei große Bauernhöfe in einer Reihe entlang der Straße. Ob Kudi der Name für die ganze Siedlung oder nur für eines der Gehöfte ist, weiß ich nicht. Diese drei Höfe sollen das Rückgrat für die 2. Linie werden. Auf dem Gelände jedes dieser Höfe sind noch mehrere Unterstände gebaut. Das mittlere Gehöft besetze ich mit einem Zug und lege auch meinen Kompaniegefechtsstand hierher. Ich ziehe zu dem Ari-Beobachter, der ebenfalls hier seine B-Stelle hat. Auch die anderen Höfe werden besetzt, und die Züge erhalten Befehl, sofort mit dem Bau von Feuerstellungen zu beginnen. Nun muss ich vor allem noch **Sili** besetzen. Das Gehöft liegt zwischen unseren beiden Linien etwa 600 m vor meinem Gefechtsstand. Da wir auf

³⁶⁴ *Nein, es ist tatsächlich die Barta selbst.*

³⁶⁵ *Diese Brücke ist eine andere als die vorgenannte, führt aber tatsächlich über ein Barta-Nebenflüsschen, die Elkupīte.*

einem Hang liegen, kann ich es unten liegen sehen. Es liegt in der Flanke des Einbruchs, und ich soll es besetzen, um eine seitliche Erweiterung des russischen Einbruchs zu verhindern. Also eine Riegelstellung zur Flankensicherung. Ich schicke deshalb eine starke Gruppe von 10 Mann dorthin. Zum Führer dieser Gruppe bestimme ich den Feldwebel, der sich in Jurmalciems einen Platz in meinem Gefechtsstand erschlichen hatte. Zur Verstärkung des rechten Zuges schicke ich noch einen Halbzug hinüber, der mit seinen beiden MGs dort in Stellung geht. Bis an dieses Gehöft reicht nämlich fast die Einbruchsstelle, und deshalb muss hier unsere Stellung stark sein. Eine dieser Feuerstellungen kann ich von meinem Gehöft aus sehen. Bei diesem MG befindet sich der Danziger, der mir damals in Danzig mehrmals Hilfe und Einladung anbot. Obgleich ich mich sehr reserviert verhalten hatte, um mich nicht zu verpflichten, habe ich ihm jetzt doch eine relativ ungefährliche Stellung in der 2. Linie zugeteilt. Man lässt sich manchmal eben doch beeinflussen.

Nachdem ich die Züge und Gruppen eingewiesen und in Marsch gesetzt habe, gehe ich selbst mit dem einen Zug zum linken Gehöft herüber. Hier lege ich mit dem Zugführer die Feuerstellungen fest, ermahne die Männer zur Wachsamkeit und lasse sofort mit dem Stellungsbau beginnen. Dann kehre ich zu meinem Gehöft zurück und befehle auch hier den sofortigen Ausbau der Stellungen. Die Männer sind todmüde und haben nicht die geringste Lust zum Schanzen. Ich bin aber unerbittlich. Es beginnt schon hell zu werden. In ein bis zwei Stunden ist es taghell, und dann sind Schanzarbeiten nicht mehr möglich. Wir müssen aber in die Erde, denn der morgige Tag wird heiße Kämpfe bringen. Dann werden die Männer froh sein, dass sie ein Loch haben. Ich lasse also an der Frontseite der Scheune einen Graben und eine mg Stellung ausheben. Der Boden ist steinhart gefroren. Die Arbeit ist schwer, und die Männer verlieren manchen Schweißtropfen. Ich erkläre ihnen, dass sich im Krieg eine lebenswichtige Erfahrung herausgebildet hat, die man in drei Worte fassen kann: „Schweiß spart Blut.“ Und dann treibe ich sie weiter zum schippen an. Die Männer sind noch am schaufeln, als die Sonne schon am Horizont erscheint, aber nun verbirgt uns ein hoher wall aus Erde und Schnee vor den Augen des Feindes. Jetzt sind die Männer fertig, und sie haben sogar noch Glück gehabt, denn beim Schanzen waren sie auf ein schon früher angelegtes Grabenstück gestoßen, das nur vom Schnee zu geweht war.

31.1.45.³⁶⁶ In der Nacht zum 1.2. legen Pioniere in dem Gelände vor unserem Gehöft eine Minensperre an.

Ich bin in den Unterstand gestiegen, den ich mit dem Ari-Beobachter teile. Ich habe genau so wenig Schlaf bekommen wie die Männer und bin hundemüde. Die Artilleristen sehen uns bestimmt mit einem weinenden und einem lachenden Auge. Bisher lagen sie hinter der Front allein in ihrem Bunker. Nun aber sind sie in die HKL geraten und müssen ihren Bunker noch mit uns teilen. Wir sind 5 Mann hier drinnen. Der Artillerieleutnant mit einem Funker und ich mit zwei Meldern.

Ich habe zwei Stunden geschlafen und setze mich nun an den kleinen Klapptisch, um zu frühstücken. Seit undenklich in Zeiten habe ich wieder einmal Weißbrot und gute Butter bekommen. Diese Kostbarkeiten packe ich nun auf den Tisch und beginne, das Brot zu bestreichen. Mit Behagen beiße ich in die erste Schnitte.

Da setzt draußen in der Ferne ein dumpfes Wummern ein. Es sind die Abschüsse einer Rollsalve³⁶⁷. Die Einschläge liegen aber weit weg. Da mischt sich der harte Schlag einer Pak ein. Kränng! Dieser Einschlag liegt nahe. Der Artillerist hat schon sein Glas an den Augen, und der Funker geht auf Empfang. „Sie greifen an!“ ruft der Artillerie Leutnant plötzlich. Es war zu erwarten. Iwan will seinen gestern erreichten Einbruch erweitern.

Ich hatte gerade zwei Bissen gegessen. Wütend packe ich das Frühstück weg. Vielleicht kann ich es später in Ruhe fortsetzen. Ich flitze im Schutz der Scheune zu den Stellungen meines Zuges. Die Wachen vorn im Graben sind auf Posten. Im Gelände vor uns ist alles ruhig. Der Angriff kommt aus der Einbruchsstelle und richtet sich gegen den rechten Nachbarabschnitt. Nur einzelne Granaten

³⁶⁶ Das KTB OKW 1944–1945 vermerkt am 31.1.45 (S. 1060) „Nur geringe Tätigkeit“, am 1.2. (S. 1062) „Keine besonderen Kampfhandlungen“.

³⁶⁷ *zusammengefasstes Feuer von vielen Geschützen, die gemeinsam ein bestimmtes Ziel in schneller Schussfolge beschießen, so dass die einzelnen Abschüsse und Einschläge nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind, sondern nur noch ein einziges dumpfes Rollen zu hören ist (academic); z. B. wie hier als Feuerschlag zu Beginn eines längeren Wirkungsschießens (GenWiki).*

explodieren in der Nähe unseres Hofes. Sie gehören zu dem Feuervorhang, der uns von dem Angriffsraum abriegeln soll.

Kraachch – ein Einschlag liegt mitten im Hof. Splitter surren. Bruuch – schon wieder einer. Jetzt liegt auch unser Hof unter Beschuss. Offenbar dehnt der Russe seinen Angriffsraum aus. Ich kann es mir nicht verkneifen, den Männern die Richtigkeit meines Schanzbefehls zu beweisen. Jetzt sehen sie es natürlich ein.

Der Feldwebel, den ich als Gruppenführer nach Sili geschickt hatte, kommt mit einer völlig nichtssagenden Meldung zurück. Ich mache ihm klar, dass der Gruppenführer bei seiner Gruppe zu bleiben hat und notfalls einen Melder schickt. Ich überlege mir, ob ich diesen Feigling durch einen besseren Mann ersetze, denn dieser Kerl steckt womöglich die andern noch an. Jetzt wurstelt er auf dem Hof herum.

1.2.45. Drei Stunden nach dem Gruppenführer kommt der stellvertretende Gruppenführer mit einem Gefreiten aus Sili herauf. Sie holen Munition und machen gleich wieder kehrt. Der Gefreite ist ein prächtiger Kerl. Erst gestern hat er durch einen wahrhaft tapferen Einsatz der ganzen Gruppe das Leben gerettet. Deshalb habe ich ihm eben, bevor sie wieder nach Sili zurückgingen, in unserem Bunker vor allen Anwesenden meine Anerkennung ausgesprochen und ihn mit denselben Worten belobigt, die Oberst Mann vorgestern zu mir gesprochen hat: „Seien Sie gewiss, dass das nicht vergessen wird!“ Zehn Kämpfer von dieser Sorte wiegen eine ganze Kompanie auf. Aber es ist damit, wie überall im Leben: Das Kostbare ist selten. Beim nächstmöglichen Termin für Auszeichnungen werde ich ihn an erster Stelle einreichen.

Aber auch ihn musste ich daran erinnern, dass auch der stellvertretende Gruppenführer bei der Gruppe bleiben muss. Es ist unmöglich, die Gruppe gerade in einer brenzligen Situation ohne Führer zu lassen. Sie sind durch den Beschuss schon wieder nervös geworden. Dies ist die schlechteste Kompanie, die ich jemals geführt habe, von einigen wenigen tüchtigen Soldaten abgesehen.

Rechts ist es stiller geworden. Der sowjetische Vorstoß ist gestoppt worden, allerdings unter Preisgabe eines schmalen Geländestreifens.

Da ruft mich der Posten nach vorn: „Herr Leutnant da laufen welche nach Sili!“ Ich stelle mich neben dem Posten und blicke durchs Glas. Ja, da kommen etliche Gestalten von rechts auf Sili zu. 6 – 8 – 10 Mann. Sie kommen aus der Richtung der Einbruchsstelle. Sind es Deutsche, die vor dem russischen Vorstoß ausweichen wollen, oder sind es Russen, die den Einbruch nach der Seite erweitern wollen? Sie laufen geduckt und verschwinden immer wieder im Gebüsch oder den Vertiefungen des Bachgrundes, dem sie folgen. Jetzt aber erkenne ich sie. Es sind Russen! Hundert Meter sind sie noch von Sili entfernt. Warum schießen die denn nicht von dort!? Ich greife ein: „Linkes MG – fertigmachen. Entfernung 600 – Feuer!“ Das MG rasselt los. Ich kann die Iwans zwar nicht recht fassen, weil sie durch Gebüsch und Boden Vertiefungen gedeckt sind, aber ich kann die Gruppe in Sili aufmerksam machen. Immer wieder jagen die Feuerstöße hinüber. Von den Russen sehe ich manchmal nur die Köpfe. Verdammt nochmal, merken die in Sili denn nichts!? Schläft denn der Posten, oder haben sie gar keinen aufgestellt? Hier rechts hat der Russe doch angegriffen, da beobachtet man doch in dieser Richtung, zumal er ihnen in der Flanke sitzt!

Noch hundert Meter, dann ist der Russe am Haus. Will meine Gruppe sie vielleicht erst näher heranlassen? Jetzt sind die Iwans verschwunden. Der Bachgrund und das Gebüsch verdecken sie. Mein MG-Schütze stopft. Gespannt blicken wir hinüber. Es fällt kein einziger Schuss da unten. Und plötzlich kommt eine Reihe von Männern aus dem Haus. Sie sind unbewaffnet und gehen in Reihe hintereinander langsam auf die Front zu. 9 Mann. Meine Gruppe! Sili ist gefallen! Meine ganze Gruppe überrumpelt und gefangen, und wir stehen hier und können nicht helfen.

Es ist immer wieder das alte Lied mit der Nachlässigkeit unserer Posten. Da gehen jetzt neun Mann in Gefangenschaft, weil ein einziger Posten seine Pflicht nicht getan hat. Oder weil alle zu träge waren. Es ist doch richtig, wenn Wachvergehen unnachsichtig scharf bestraft werden.

Und der Russe hat uns wieder einmal eine seiner starken Seiten vor exerziert: Die Überrumpelung.

Auf meinen drei Gehöften, die das Rückgrat der 2. Linie bilden, liegt wüstes Feuer. Schon seit Stunden hauen Pak und schwere Granatwerfer in die Gehöfte. Von Zeit zu Zeit machen sie eine Feuerpause, um dann erneut mit Wucht einzusetzen. Ich habe mich in den Unterstand zurückgezogen und lausche dem Funkverkehr des Ari-Beobachters. Kraach! – ein Blitz – ein Schüttern – der Bunker hüpft. Eine Granate war dicht neben dem Eingang eingeschlagen. Der Funker zieht seine Antenne ein.

Sie ist unbeschädigt. Zögernd steckt er sie dann wieder durch den Türspalt, denn er braucht sie für sein schweres Berta-Gerät³⁶⁸.

Jedesmal, wenn das Feuer etwas nachlässt, steige ich aus dem Bunker und laufe zu meinen MG-Stellungen, spreche mit den Posten und beobachte die beiden anderen Gehöfte. Jetzt liegt gerade starkes Feuer auf dem rechten Hof. Grauschwarze Rauchfahnen steigen auf, wenn die schweren Werfergranaten krepieren. Es sind 12-cm-Kaliber. Dazwischen gellen die harten Abschüsse der sowjetischen Pak. Ich schätze sechs Geschütze.

Ein Melder kommt von rechts an gesaust. Er bringt böse Nachricht. Ein Volltreffer hat eines meiner MG-Nester vernichtet und die gesamte Bedienung getötet. Darunter ist auch der lange Danziger. Ich hatte ihn absichtlich hier in der 2. Linie gelassen, um diesen baumlangen Kerl nicht zu sehr zu gefährden. Nun hat es ihn doch erwischt. Es ist schon so: Wir können unser und anderer Schicksal nicht bestimmen. Wir stehen in Gottes Hand. Wen es treffen soll, den trifft es doch.

Im Laufe des Nachmittags erleidet meine Kompanie noch weitere Verluste. Es sind keine lebensgefährlichen Verwundungen dabei, aber die Ausfälle verringern meine Mannschaftsstärke.

Der sowjetische Vorstoß im rechten Abschnitt soll im Gegenangriff zurückgeworfen werden. Eben ist eine Pionierkompanie zum Angriff angetreten. Sie wird von Sturmgeschützen unterstützt. Ich sehe sie in geöffneter Ordnung über die Schneefläche vorgehen. Aber kaum haben auch die Sturmgeschütze ihre Deckungen verlassen und sind auf die freie Fläche hinausgerollt, da fasst sie ein furchtbares Stahlgewitter. Die Russen setzen eine 15-cm-Batterie ein, die bisher noch nicht aufgetaucht war. Hohe, schwarze Rauchfontänen schießen steil in die Luft, und der Donner der Explosionen übertönt zeitweilig die rasselnden Kettengeräusche der angreifenden Sturmgeschütze. Die Kompanie wird furchtbar zusammengeschossen. Der Angriff bleibt bald stecken. Jetzt erhalte auch ich den Befehl zum Angriff, aber ich lehne ab. Erstens ist mir das Angriffsziel ohne jede Einweisung völlig unklar. Zweitens kann ich meine Kompanie in der nötigen Geschwindigkeit gar nicht sammeln. Drittens ist sie durch die bisherigen Ausfälle schon so dezimiert, dass sie gar nicht stark genug ist. Viertens würde sie jetzt genauso zusammen geschossen wie die Pionierkompanie. Mit diesen zusammengeschmolzenen Gruppen, die kaum noch ihre eigenen Stellungen halten können, kann man bei hellichtem Tag unter solchen Beschuss über eine freie Schneefläche keinen erfolgversprechenden Angriff führen. Was ich nicht gesagt und für mich behalten habe, ist meine Besorgnis: Wenn die Pionierkompanie das nicht schafft, dann gelingt es meinem Haufen erst recht nicht. Die Toten und Verwundeten wären vergeblich gefallen. Man hat meine Argumente offenbar akzeptiert, denn der Angriff wird abgeblasen, und man lässt auch mich erstaunlicherweise ungeschoren, trotz dieser Beinahe-Befehlsverweigerung.

Ich werde zum Bataillonsführer zu einer Besprechung gerufen. Es geht um einen neuen Einsatz. Aber zunächst empfängt er mich mit einem sanften Vorwurf, weil ich die zur Verstärkung des vorderen Grabens vorgesehene Gruppe nicht abgestellt hatte. Zuerst hatte ich es absichtlich nicht getan, weil ich die Männer nicht nachts durch ein unbekanntes Gelände nach vorn schicken wollte. Diese Anfänger wären doch glatt durch die ohnehin dünnbesetzte Linie zu den Iwans gelaufen. Außerdem war das Gelände, wie der Bataillonsführer zugab, nicht ganz feindfrei. Und dann habe ich es später allerdings vergessen. Mit seiner ruhigen Stimme sagt mir der Hauptmann dann: „Wenn ich einem Offizier einen Befehl gebe, muss ich die Gewissheit haben, dass er auch ausgeführt wird.“ Damit hat er völlig recht, und ich bin auch ganz kleinlaut und etwas beschämt.

Inzwischen sind auch die anderen Offiziere eingetroffen, und die Einsatzbesprechung beginnt. Es geht um die Rückerobertung von Sili. Dies soll die erste Etappe einer größeren Operation sein. Der Hauptmann berichtet: Ein neues Bataillon, das in Kürze eintreffen wird, soll von unseren Stellungen aus einen nochmaligen Gegenangriff unternehmen, um den russischen Einbruch zu bereinigen. Um diesem Angriff eine bessere Ausgangsposition zu verschaffen, soll Sili zurückerobert werden, und zwar soll ich das machen. Zur Verstärkung meiner zusammengeschmolzenen Kompanie werden mir noch zwölf Pioniere unterstellt. Außerdem sollen drei Sturmgeschütze meinen Angriff unterstützen.

Ich bin wieder auf meinem Gehöft und beginne mit den Angriffsvorbereitungen. Ich bespreche mit den Zug- und Gruppenführern den Angriffsplan, Gliederung, Vorgehen usw. Es ist Nachmittag. Der Angriff soll mit Einbruch der Dämmerung beginnen. Auf unserem Gehöft liegt wieder starkes Störungsfeuer. Die Pioniere kommen schon. Es scheinen ordentliche Burschen zu sein. Auch ihnen erkläre ich nochmals meinen Angriffsplan. Inzwischen brummen auch die Sturmgeschütze heran.

³⁶⁸ *Tornisterempfänger Berta (Torn.E.b.)*

Sofort verstärkt sich das sowjetische Feuer auf unseren Hof. Man kann schon nicht mehr über den Hof laufen, ohne vorher in die Luft und zum Iwan hinüber zu lauschen, ob nicht gerade wieder eine Lage herangerauscht kommt. Die Sturmgeschütze sind in Deckung gefahren. Die rote Pak hat ihr Feuer nach rechts verlegt, aber auf unser Gehöft rauschen pausenlos die 12-cm-Werfergranaten herab. Vor dieser Steilfeuerwaffe ist man auch hinter den Gebäuden nicht sicher. Die Sturmgeschütze stehen dicht an den Hauswänden. Der Hof gleicht einem Bienenhaus. Die Besatzungen der Sturmgeschütze hantieren an ihren Fahrzeugen herum, meine Infanteristen und die Pioniere machen sich bereit. Der Ari-Beobachter sucht sich einen besseren Standort. Das Hin- und Herlaufen lässt sich gar nicht vermeiden. Dazwischen fetzen immer wieder die Einschläge der feindlichen Mörser. Brännng – der Artillerie-Leutnant verschränkt krampfhaft seine Beine, fällt mit der Schulter gegen die Hauswand und rutscht dann langsam zu Boden. Granatsplitter im Fuß. Er hatte bei dem Sturmgeschütz gestanden und mit dem Geschützführer gesprochen. Zänng – ein hartes metallisches Krachen. Dicht neben dem Sturmgeschütz war eine Granate krepirt. Der Mann, der auf dem Panzer arbeitete, stürzt getroffen herunter. So geht das schon während der Vorbereitungen.

Ich bin voller Spannung, mit Nerven und Gedanken auf den bevorstehenden Angriff konzentriert. Auch meine Kompanie hat schon wieder einige Ausfälle. Die Bolschewiki schießen uns zusammen, bevor der Angriff beginnt. Der Beschuss hört gar nicht auf. Was müssen die für Munitionsmengen da drüben liegen haben! Wenn es doch endlich dunkel würde! Noch eine ganze Stunde vergeht. Eine Stunde voller Unruhe und Nervenanspannung. Dann endlich bricht die Dämmerung herein. Ich lasse die Kompanie fertigmachen. Es sind noch 17 Mann, dazu die 12 Pioniere. Das sind mit mir zusammen genau 30 Mann, ein Viertel der normalen Kompaniestärke!

Der feige Luftwaffen-Feldweibel ist wieder weg. Er hatte die Gruppe in Sili schon eigenmächtig verlassen und war auf diese Weise der Gefangenschaft entgangen. Dann war er hier auf dem Gehöft herumgelungert. Bis vor wenigen Minuten habe ich ihn noch gesehen. Jetzt, wo es losgehen soll, ist er plötzlich verschwunden. Ich lasse ihn suchen, aber er ist unauffindbar, und ich habe jetzt auch keine Zeit mehr. Der Angriff muss beginnen.

Der Angriff auf Sili beginnt. Die Sturmgeschütze haben das Gehöft schon verlassen und stehen nun in einiger Entfernung auf freiem Feld. Ich springe zudem Führungspanzer, um mit dem Geschützführer noch die letzten Einzelheiten zu besprechen. Er guckt oben auf seiner Luke, während ich unten neben der Kette stehe. Wir müssen schreien, um den Lärm der laufenden Motoren und der Granateinschläge zu übertönen. Leider wollen die Sturmgeschütze den Angriff nicht mitfahren. Sie fürchten die russische Pak und die 15-cm-Batterie. Sie wollen die wenigen kostbaren Panzer, die ihre Sturmgeschütz-Abteilung noch hat, nicht übermäßig gefährden. Deshalb wollen sie mich mit ihrem Feuer von hier oben unterstützen. Der Beschuss aus sechshundert Metern Entfernung ist natürlich genauso wirksam, aber die demoralisierende Bewirkung der anrollenden Panzer auf die Russen geht mir verloren. Nun, es hilft nichts. Wir verabreden noch einige Leuchtzeichen, und dann springe ich ins Gehöft zurück. Ich will den Angriff vom linken Gehöft aus ansetzen.

In einer kleinen Feuerpause des feindlichen Beschusses lasse ich die Kompanie in weit auseinandergezogenen Gruppen zum linken Gehöft hinübergehen. Inzwischen haben die Sturmgeschütze ihre Feuerstellung bezogen. Sie stehen in der Nähe meines Kompaniegefechtsstandes, oben am Rand des flachen Talhanges. Im linken Hof angekommen, lasse ich den Sanitäter und einen Gehilfen in der Sauna zurück. Hier soll das Verwundeten-Nest sein. Dann durchschreite ich den Obstgarten hinter dem Gehöft, lasse die Männer ausschwärmen und gehe auf Sili los. Das Gelände vor uns fällt leicht zu einer flachen Mulde ab, in der Sili liegt. Jetzt brüllen die Sturmgeschütze auf. Bruch – bruch – bruch. Die Einschläge liegen vor und neben dem Haus. Ich feuere meine Männer an. Wir müssen über eine offene Fläche. Der Schnee ist fast knietief. Wir waten vorwärts. Die nächste Salve unserer Sturmgeschütze kracht. Sie liegt gut. Ein Schuss sitzt mitten im Hof. Wir stapfen mühsam aber zügig durch den Schnee. Die Pioniere sind tatsächlich prächtige Kerle. Sie sind tüchtig dabei. Einige von ihnen gehen vor mir. Sogar einige meiner Männer mit ihrem Zugführer sind mir voraus. Trotz der abendlichen Dämmerung sind sie deutlich als dunkle Gestalten auf dem hellen Schnee zu sehen. Wir haben schon mehr als die Hälfte des Weges hinter uns und stehen knapp 300 m vor Sili, das ebenfalls klar zu sehen ist. Die Sturmgeschütze haben ihr Feuer eingestellt. Noch knapp 200 m. Da blitzt plötzlich an der rechten Hausecke von Sili ein dünner roter Strich auf und gleichzeitig schallt das Knattern eines MG-Feuerstoßes herüber. Patsch – in derselben Sekunde fühle ich einen dumpfen Schlag gegen meinen linken Oberschenkel, als wenn ein Stein dagegen geflogen wäre. Der Schlag war nicht sehr stark. Ich fühle auch keinen Schmerz. Vielleicht habe ich mich geirrt? Also weiter! Ich

mache noch ein paar Schritte, aber dann merke ich, wie die Unterhose warm und nass an meinem Bein klebt. Also doch getroffen! Gleich von der ersten Garbe und als einziger. Ich werfe mich in den Schnee. Soll ich weitergehen? Schmerzen habe ich keine, nur das Blut rinnt am Oberschenkel herunter. Das Bein wird taub, etwas gefühllos. Ich liege noch einen Augenblick, etwas unschlüssig und auf eine Reaktion der Verwundung warten. Aber dann erkenne ich, dass ich mit dem Bein nicht weiter laufen kann. Ich rufe den Feldweibel an, der 15 m vor mir im Schnee kniet (Freitag oder Harmann oder?): „Feldweibel X, ich bin verwundet, übernehmen sie die Kompanie und führen Sie den Angriff weiter!“ Dann ist schon mein Sanitätsunteroffizier bei mir. Ich glaube, der Feldweibel hat gar keine Antwort gegeben. Oder war ich schon geistig abwesend?

Vierte Verwundung

Meine **vierte Verwundung**. Der Sani packt mich unter den Arm und führt mich zurück. Ich hinke durch den Schnee. Der Wundschock löst sich. Die Schmerzen beginnen. Wie erreichen das Verwundetennest in der Sauna, und ich sinke auf das Strohlager. Mit Hilfe des Sani schnalle ich mein Koppel ab und befreie mich von der dicken Winterbekleidung. Dann legt er die Wunde bloß und beguckt sie sich.

Dieser Sanitätsunteroffizier ist ein dunkelblonde Rheinländer. Er ist etliche Jahre älter als ich, verheiratet und hat zwei Kinder. Schon in Jurmalciems lag er mit mir im **Kompaniegefechtsstand**, hat mir manchen vernünftigen Rat gegeben und mich, wenn ich über etwas wütend war, in seiner ruhigen Art sehr besonnen und geschickt beruhigt. Ich habe seinen klugen Rat gern befolgt.

Nun begutachtet er mit dem zweiten Sani die Wunde und sagt dann: „Herr Leutnant, ich werde Sie gar nicht erst verbinden, sondern gleich zum Bataillon bringen. Dort kann dann gleich ein ordentlicher Verband angelegt werden.“ Dann packen mich die beiden in einen **Akja**. Das ist ein spindelförmiger flacher Trog, der wie ein Schlitten benutzt wird. Er wird mit einer Leine gezogen und gleitet mit seinem flachen glatten Boden wie ein Schlitten über den Schnee. Für den Verwundetentransport im verschneiten Gelände ist er ein ideales Fahrzeug. Sie sind in Finnland und Lappland gebräuchlich.

Ich liege auf dem Rücken im Akja und blicke zum nächtlichen Himmel empor, während die beiden Sanis den Akja durch den Schnee ziehen. Im Bogen umgehen Sie die Gehöfte, die immer noch unter Beschuss liegen. Es ist plötzlich wärmer geworden, und der leichte Schneefall ist in einem feinen Sprühregen übergegangen, der mir feucht ins Gesicht rieselt. Der Schnee wird pappig, und die beiden ziehen schwer und mühsam. Kurz vor dem Truppenverbandplatz bittet mich der Sanitätsunteroffizier, mit ihrer beiden Hilfe versuchsweise zu gehen. Gestützt auf beide Sanis humpel ich zum Sanitätsbunker. Der Sanitätsfeldweibel nimmt sich gleich meiner an. Er legt die Wunde frei, beguckt und betastet den blutverschmierten Oberschenkel und ruf dann erfreut: „Herr Leutnant, das ist ja ein idealer Heimatschuss! Glatter Oberschenkeldurchschuss und nur Weichteilverletzungen!“ Er strahlt über das ganze Gesicht, als wenn er den Heimatschuss bekommen hätte. Dann beginnt er, mir einen Verband anzulegen und ist dabei munter und fröhlich. Das ist ein guter Sanitäter, der – absichtlich oder unbewusst – mit seinem fröhlichen Gemüt die deprimierten Verwundeten etwas aufzumuntern versteht.

Nun tragen sie mich auf einen Pferdeschlitten, der draußen bereit steht. Da liegen schon drei Verwundete drauf. Da er jetzt voll ist, kann er abfahren. Ich drücke meinem Sani die Hand. Die Pferde ziehen an. Der Weg führt erst den Hang hinauf, aber die Pferde müssen ihn im Trab nehmen, denn er liegt unter Pak-Beschuss. Bapp-bruch-bapp-bruch. Abschüsse und Einschläge erfolgen fast gleichzeitig. Ein widerlich harter und krächzender Abschuss, und dann fetzen die rasanten Granaten mit giftigem Zischen heran. Jetzt ist die Lage vorbei, der Fahrer knallt mit der Peitsche, und die Pferde jagen im Galopp davon. Kräck-bruch, kräck-bruch. Die Einschläge der nächsten Lage liegen schon hinter uns. Der Schlitten hat nun die Hochfläche erreicht, biegt nach rechts ab und gleitet nun auf einem breiten glatten Weg gleichmäßig dahin.

Da heult es plötzlich auf. Jaulend fauchen sie heran und krepieren rechts vor uns mit infernalischem Krachen. Katjuschas! Stalinorgeln! das gefürchtete sowjetische Salvengeschütz. Zwölf berstende Phosphorraketen sprühen ihren Funkenregen wie eine rote, feurige Fontäne in den dunklen Himmel. Der Weg liegt ständig unter Beschuss. Es ist ja die Nachschubstraße für unsere kämpfende Front. Der Fahrer feuert seine Pferde an. Ihre klappernden Hufe trommeln dumpf auf den Schnee, und der

Schlitten saust zischend dahin. Eine neue Lage, rechts und links der Straße, vor und hinter uns. In Sekundenschnelle schießen die glühenden Fontänen in die Luft, herrliche Feuerbüschel, feurigen Blumensträußen gleich. Aber tödlich und von brennender Qual, wenn sie treffen. Unser Schlitten jagt mitten hindurch. Weiter, schneller, das ist unser einziger Gedanke. Es ist ein scheußliches Gefühl, so hilflos dazuliegen und diesem Granatenhagel ohnmächtig ausgeliefert zu sein. Man kann sich nur flach auf den Schlitten pressen.

Wir verlassen die Hauptstraße und biegen nach links in einen kleinen Landweg ein, der auf ein Gehöft führt. Hier ist der Hauptverbandplatz. Als der Schlitten vor dem Hause hält, kommen einige Männer aus der Tür, um uns abzuladen. Im Haus legen sie mich auf eine Pritsche. Es ist ziemlich dunkel hier. Einer kommt auf mich zu und beugt sich zu mir herunter. Da stutzt er plötzlich, und ein Ausruf der Überraschung kommt aus seinem Mund: „Herr Leutnant, sie sind verwundet?“ Auch ich habe ihn sofort erkannt: Es ist mein desertierte Luftwaffen Feldwebel! Ich frage ihn sofort, wo er bei Angriffsbeginn geblieben sei. Er flunkert wehleidig: „Herr Leutnant, kurz vor Angriffsbeginn war eine Granate so dicht neben mir krepirt, dass es mir einen furchtbaren Schlag in der Lunge gab. Ich dachte, ich hätte einen Lungenriss, und da bin ich hierher gefahren, um mich untersuchen zu lassen.“ Ich schwanke zwischen Wut und Verachtung für diesen Feigling. Ich frage noch: „Warum haben sie sich nicht abgemeldet? Sie waren doch in meiner Nähe, und viele Kameraden auch?“ Er weiß keine Antwort. Ich sage weiter: „Wenn Sie eine Lungenverletzung gehabt hätten wären sie nicht so einfach bis hier herauf gekommen. Was sagt denn der Arzt?“ – „Nichts.“ Ich bin sicher, dass er gar nicht zum Arzt gegangen ist. Ich will zum Arzt, um ihn zu veranlassen, den Kerl gleich wieder nach vorn zu schicken. Aber der Doktor ist so mit Arbeit überlastet, dass ich gar nicht an ihn heran komme, zumal ich ja nicht selbst gehen kann. Da ich schon versorgt bin, warte ich auf meiner Pritsche auf den Abtransport. Da kommt der Kerl wieder angeschlichen und gibt mir einen Riegel Schokolade. Ich nehme ihn und stecke ihn gleich in den Mund, denn ich habe seit gestern früh nichts gegessen. Gleich darauf ärgere ich mich maßlos, dass ich von diesem Feigling etwas angenommen habe. Aber ich bin schlapp und müde und energielos.

Noch in derselben Nacht werde ich weitertransportiert. Ein Sankra bringt mich mit noch sechs weiteren Verwundeten nach Grobin, wo wir im Morgengrauen eintreffen. Hier im **Grobin** liege ich vier Tage in einem Behelfslazarett. In unserem Raum liegen 15 verwundete auf Holzpritschen mit Strohsäcken. Meine Verwundung ist nicht schwer. Weder Knochen noch Nerven noch größere Blutgefäße sind zerstört. Die Ärzte meinen, dieser glatte Durchschuss wird in einigen Wochen geheilt sein. Sie machen daher auch keine großen Umstände mit mir, was mich zuerst ein bisschen kränkt. Was ist man doch für ein empfindliches Nervenbündel als Verwundeter! Aber es ist nicht allein die Verwundung, und auch nicht die Eitelkeit. Es ist einfach die physische und psychische Erschöpfung nach tagelangen Gefechten mit Schlaflosigkeit, Nervenanspannung usw. Und dann ist man eben empfindlich wie eine Mimose. Immerhin bekam ich einen weißen Zettel, auf dem mit roter Schrift stand: Heimat! Das ist jedenfalls ein Trost.

6.2.45. Feldlazarett Libau. Ich hatte gehofft, hier nur eine Nacht im Lazarett zu verbringen und dann am nächsten Morgen aufs Schiff verladen zu werden, das uns ins Reich bringen sollte. Nun liege ich schon mehrere Tage hier, und die Hoffnung auf Abtransport in die Heimat wird immer geringer. Ich hatte nicht mit Schörner gerechnet. Mein Abteilungsarzt sagt mir, dass Verwundungen, die zur Heilung weniger als zwei Monate brauchen, laut Schörners Befehl hier in Kurland ausgeheilt werden.³⁶⁹ Ich gebe es aber noch nicht auf und erzähle dem Arzt, dass die Russen schon in Pommern eingefallen sein und sich dem Wohnort meiner Familie näherten. Ich könnte ja auch dort im Reich wieder eingesetzt werden. Aber der Arzt erwidert, dass, selbst wenn er mich mitschickte, immer noch eine Klippe zu überwinden sei: Am Hafen steht nämlich ein von Schörner persönlich beauftragter Arzt, der alle Heimatfälle vor der Verschiffung noch einmal überprüft, und er wisse aus Erfahrung, dass Verwundungen wie die meine keine Aussicht auf Heimattransport hätten.

In meinem Zimmer liegt noch ein deutscher und ein lettischer Offizier. Der deutsche ältere Hauptmann ist krank. Heute soll er punktiert werden, wovor er ein wenig Bammel hat. Das Lazarettpersonal besteht aus deutschen Ärzten, deutschen und lettischen Schwestern und lettischem Hilfspersonal. Das lettische Mädchen, das unser Zimmer versorgt und das Essen bringt, hat mich offenbar in ihr Herz geschlossen. Sie erfüllt mir jeden Wunsch, soweit es in ihrer Macht steht. Da ich zur Zeit sehr

³⁶⁹ Schörner war seit dem 25.01.1945 nicht mehr OB, aber der Befehl behielt natürlich seine Gültigkeit und blieb offenbar auch mit Schörners Namen verbunden.

ausgehungert bin, bringt sie mir nach jeder Mahlzeit noch einmal eine zweite Portion. Als sie sich einmal auf meinen Bettrand setzte (ich glaube, das ist verboten), habe ich leise ihren Arm gestreichelt. Seitdem ist sie so auffällig um mich herum, dass ich vorsichtshalber jede weitere Freundlichkeit unterlasse. Da schlägt ihre Zuneigung um, und seitdem ist sie sehr kühl zu mir. Ist auch besser so. Ich bin ja nun verheiratet.

Meine Hoffnung auf Heimattransport ist endgültig begraben. Der mich behandelnde Oberarzt ist doch ein guter Diplomat und Psychologe. Erstaunlich, mit welchem Geschick und Feingefühl er mir Schritt für Schritt diese Hoffnung genommen hat, ohne mich zu betrüben. Natürlich habe ich das gemerkt, aber das mindert nicht sein Geschick.

Wenn ich an der Front bin, dann tue ich dort meine Pflicht, wie es sich gehört. Aber wenn ich verwundet bin, versuche ich, in die Heimat zu gelangen, weil das oft der einzige Weg ist, Urlaub zu bekommen.

Wir haben einen neuen Zimmergenossen bekommen. Es ist ein junger Offizier, der mit einem Truppentransporter ins Reich gebracht werden sollte. Das Schiff, auf dem er sich befand, war auf hoher See torpediert worden und gesunken.³⁷⁰ Deutsche Geleitfahrzeuge haben ihn und die meisten Kameraden dann aus dem eiskalten Wasser gefischt. Es ist immerhin Februar. Nun liegt er hier und soll sich von seiner Unterkühlung erholen. Einige Kameraden sind angeblich länger als zwei Stunden in dem eisigen Wasser herumgepaddelt, ohne sichtbare Schäden erlitten zu haben. Unser Zimmergenosse jedenfalls hat es gut überstanden. Er ist lebhaft und lustig. Aber er beteuert, dass er lieber in Kurland bleiben als sich noch einmal torpedieren lassen will.

Wieder ein neuer Gast. Ein junger Leutnant, dem die Splitter einer Werfergranate wie eine Schrotladung in den Rücken gefahren sind. Jetzt wird der gerade versorgt. Er liegt auf dem Bauch im Bett und wird verbunden. Er ächzt und stöhnt. Die beiden Schwestern gehen sehr zart mit ihm um und reden liebevoll auf ihn ein. Er hält sich auch sehr tapfer. Es ist überhaupt ein Wunder, dass er noch lebt.

Um den 09.02.1945. Ich kann wieder aufstehen und mache meine ersten Spaziergänge bis an das Portal unten an der Straße. Da stehen gerade lange Kolonnen von Truppen und Fahrzeugen. Ein Offizier läuft hin und her und gibt Befehle. Die Soldaten sind in fröhlicher Stimmung. Es ist eine Division, die nach Ostpreußen verlegt wird. Man sieht ihnen an, dass sie froh sind, hier aus der eingeschlossenen Festung herauszukommen. Insgesamt sollen vier Divisionen, auch eine ostpreußische, nach Ostpreußen verlegt werden.³⁷¹

Heute habe ich mit dem Lazarettgeistlichen gesprochen, um mich nach dem Gottesdienstzeiten zu erkundigen. An der Wand hängt ein Spruch: „Unser Todestag ist der Seele schönster Feiertag, denn sie geht zu dem, der sie am meisten liebt.“ Ja, so sollte man den Tod ansehen: Geburt zum ewigen Leben. Wer so fest im Glauben und in der Hoffnung steht, dass er die animalische Todesfurcht überwinden kann, der hat wahrlich den Frieden der Seele, den die Welt nicht geben kann. Wahren Frieden in der Seele, trotz Tod und Vernichtung ringsherum. Aber wir sind nur menschliche Lebewesen in dieser Welt, und die Todesangst ist natürlich. Nur tief gläubige Menschen sind frei davon.

Der Pfarrer muss noch eine Besorgung machen und lässt nicht solange in seinem Zimmer warten. Bevor er geht, gibt er mir noch zwei Riegel Schokolade, die er in einem Pappkarton aufbewahrt. Sie stehen ihm für seine Verwundeten Besucher zur Verfügung. Nun sitze ich vor seinem Bücherregal und erfreue mich an dem seltenen Genuss der Schokolade und eines guten Buches. Den zweiten Riegel Schokolade hebe ich mir noch auf.

*Februar*³⁷² 45 Feldlazarett Libau. Unsere Feinde stehen mitten im Reich. Die nach Ostpreußen abgestellten Divisionen kämpfen gegen eine furchtbare Übermacht. Auch hier oben in Kurland ist die

³⁷⁰ Es muss sich um den *Lloyd-Dampfer „Steuben“* handeln, der am 10.02.1945 auf der Fahrt von Pillau nach Swinemünde von einem sowjetischen U-Boot durch zwei Torpedos versenkt wurde (im KTB OKW 1944–1945 S. 1087 am 11.2. eingetragen).

³⁷¹ wohl die 93. I.D. Ab dem 2.2., als der Abtransport des III. SS-K. mit 2–4 (ausländischen) Freiwilligen-Div. aus Kurland nach Pommern sowie der bayerischen 4. Pz.Div. und der pommerschen 32. I.D. nach Westpreußen bereits läuft, werden die böhmische 389. I.D. und die pommersche 281. I.D. ebenfalls nach Westpreußen abtransportiert (KTB OKW 1944–1945 S. 1064). Am 9.2. wird die brandenburgische 93. I.D. nach Ostpreußen verladen (KTB OKW 1944–1945 S. 1081). Am 22.2. wird nach zwei unbenannten Sturmgeschütz-Brigaden die württembergische 215. I.D. nach Westpreußen abgefahren (KTB OKW 1944–1945 S. 1117).

³⁷² im Original „März“; der Autor lag jedoch ab 25.02.1945 im Feldlazarett 331 in Edole

Wucht der von roten Elitetruppen durchgeführten Angriffe kaum noch aufzuhalten. Zwar kommen sie nur schrittweise vorwärts, obgleich ihre Großangriffe und Schlachten fast pausenlos aufeinander folgen. Die Verluste auf beiden Seiten sind gewaltig. Der Russe aber erhält immer wieder frischen Nachschub, während unsere Reserven an Menschen und Material zur Neige gehen und selbst dies wenige kaum noch herankommt, weil unsere einzige Verbindung mit dem Reich, der Seeweg, immer stärker von sowjetischen Bombern und U-Booten bedroht wird. Der Krieg ist verloren. Es bleibt nur Tod oder Gefangenschaft. Wir begegnen dieser Situation mit Gelassenheit, aber im Grunde ist es doch ein trauriges Ende.

Ich bekomme einen Schein, auf dem steht „Basilazarett“. Der Arzt erklärt mir, dass sie die Lazarette, die entlang der Küste oder in Küstennähe liegen, so nennen. Ich werde also in Kurland ausgeheilt.

25.2.45. Ich werde ins **Feldlazarett 331** verlegt, das in **Edole** ist. Seit einigen Stunden sitze ich schon in einer kleinen Bimmelbahn³⁷³, die an der Küste entlang nach Norden zuckelt. Von Zeit zu Zeit hält sie auf einem kleinen Bahnhof. Soeben haben wir **Paulshafen** verlassen und fahren weiter nach Norden. Edole! aussteigen! Am Bahnhof stehen Sanitäter, die uns in Empfang nehmen. Wir setzen uns in Marsch. Gleich hinter dem Bahnhof geht es rechts herum, und schon nach wenigen Minuten stehen wir im Hof eines ehemaligen Schlösschens, das jetzt in ein Lazarett umgewandelt ist. Die Aufnahmeformalitäten sind schnell erledigt, und dann steigen wir eine knarrende Holzterrasse zum ersten Stock hinauf, in dem uns ein Zimmer angewiesen ist. Es ist ein großes Zimmer mit etwa zehn Betten, von denen die meisten belegt sind. Nach der allgemeinen Begrüßung suche ich mir ein Bett und finde ein freies in einer Ecke. Das ist schön. Ich liege gern so in der Ecke.

Schon am nächsten Morgen werden einige Kameraden entlassen, so dass wir jetzt nur noch acht Offiziere sind. Die Verpflegung ist reichlich. Meist aber lasse ich mir noch zwei Scheiben Brot mit Kunstthong nach bringen, die irgendwo übrig geblieben sind.

Von unserem Fenster hat man einen schönen Ausblick in die Umgebung. Die ehemaligen Befestigungsanlagen des Schlosses, Wall und Graben, sind in Parkanlagen umgewandelt, die jetzt von hohen, alten Bäumen eingerahmt werden. In einiger Entfernung vom Schloss liegt ein Dorf.

Heute ist eine Filmvorführung. Sie findet in einem kleinen Nebengebäude statt, das unter einem Tannengehölz neben dem Schloss steht. Um dorthin zu gelangen, muss man einen zweiten Burghof überqueren, ein Tor durchschreiten und dann noch über eine kleine Hängebrücke den Wallgraben überschreiten.

Es liegt noch immer viel Schnee, aber es ist nicht mehr so kalt.

Neben unserem Zimmer liegt die Küche. Wir hören das Geschirrgeklapper und jedes Wort, das gesprochen wird. Die beiden Räume sind durch eine Tür verbunden, die aber wohlweislich abgeschlossen ist. Aber durch das Schlüsselloch fliegen oft Blicke und neckende Zurufe hin und her, denn in der Küche arbeiten lettische Mädchen. Mein Bett steht gerade neben dieser Tür. Einmal werfe ich einen Blick durch das Schlüsselloch und sehe im selben Augenblick ein großes, blaues Auge drüben auf der anderen Seite.

Heute sind alle Offiziere unserer Stube entlassen worden, bis auf zwei; nämlich mich und einen Leutnant von der **4. Panzerdivision**. Nun wird es richtig gemütlich auf unserem Zimmer. Der Panzerleutnant ist ruhig und freundlich, kann allerlei Kartenkunststücke und ist sehr unterhaltsam. Auch den entlassenen Offizieren hat er öfter die Karten gelegt. Er erzählt mir, dass er diese Fähigkeit von seiner Tante geerbt habe, die sich viel mit Kartenlegen und Zukunftsdeutung beschäftigt habe. Auch er scheint ernsthaft an diese Dinge zu glauben. Da wir nichts zu tun haben, lasse ich mir also auch einmal die Karten legen. Er erzählt mir dies und das und will dann plötzlich nicht mehr mit der Sprache heraus. Im Laufe des weiteren Gesprächs sagt er plötzlich: „Sie hatten kurz vor dem 15.4.44³⁷⁴...“ Nun bin ich aber doch platt vor Staunen. Mir ist absolut schleierhaft, woher er dieses Wissen hat. Von mir jedenfalls nie und nimmer. Nun hüllt er sich natürlich in geheimnisvolles Schweigen.

Hier ist eine bildhübsche lettische Rotkreuz-Schwester. Sie hat eine verblüffende Ähnlichkeit mit Ruth, ist nur etwas kleiner. Sie hat offenbar den ersten Stock zu betreuen, denn sie kommt öfter herein, um sich eine Weile mit uns zu unterhalten. Da sie fließend deutsch spricht, kann man sich gut mit ihr

³⁷³ *Ursprünglich eine Schmalspurbahn, war sie 1944 von deutschen Pionieren auf Normalspur umgebaut und am 15.11. in Betrieb genommen worden (Haupt, Kurland S. 47 f.)*

³⁷⁴ *Hochzeitstag*

verständigen. Man sagt ihr ein Verhältnis mit einem Feldwebel nach, was sie aber nicht hindert, uns immer zu besuchen. Heute hat sie sich schon vorher angemeldet, und deshalb habe ich meinen Waffenrock angezogen. Normalerweise laufen wir im Zimmer ohne Rock herum. Als sie kommt, sitze ich gerade allein im Zimmer und schreibe. Ich höre sie eintreten und grüßen, drehe mich aber erst nach einigem Zögern um und empfangen sie mit einigen scherzhaft vorwurfsvollen Worten wegen ihres Verhältnisses mit dem Feldwebel.

Sie ist doch ein verdammt hübsches Mädchen. Wie sie da so herausfordernd auf dem Fensterbrett sitzt und mich mit ihren Blitz blauen Augen anlächelt, muss ich mich doch gewaltig zusammen nehmen. Ich bleibe also kühl. Immerhin hatte ich eine moralische Stütze: Ich musste mit neugierigen Blicken durch das Schlüsselloch der Küchentür rechnen. Den Gedanken, das Loch zu verhängen, hatte ich schon vorher von mir gewesen.

Als ich heute mit dem Panzerleutnant um das Haus spaziere, läuft die Schwester in einiger Entfernung an uns vorbei und verschwindet im Park. Als wir dann selbst am Ende des Parks ankommen, sehen wir sie schon weit draußen eilig über das freie Feld auf einen alleinstehenden Bauernhof zu laufen. Dort wird sie wohl zu Hause sein.

Heute haben der Kamerad und ich ein extra Abendessen eingenommen: Bratkartoffeln mit Sülze und Apfelsaft. Vor einiger Zeit hatten wir nämlich den Stationsarzt gefragt, ob es nicht möglich sei, für uns beide ab und zu ein zusätzliches Essen zu beschaffen. Der Arzt schien etwas betroffen und wollte erst gar nicht zu sagen, tat es aber nach einigem Zögern doch. Kurze Zeit später hatten wir dann auch ein warmes Abendessen bekommen, und heute ist es das zweite Mal.

20.3.45. Heute werde ich zusammen mit dem Panzerleutnant entlassen. Wir gehen an der „Kavaliersbaracke“, in der die Geschlechtskranken liegen, vorbei und verlassen das Lazarettgelände durch ein Portal, vor dem schon ein Autobus bereitsteht. Der Bus bringt uns bis zum Marktplatz von **Hasenpot**. Hier steige ich aus und will per Anhalter in Richtung Libau weiter. Nach einstündiger Wartezeit finde ich ein Fahrzeug, das mich bis **Grobin** mitnimmt. Von hier erwische ich ein Krankenfahrzeug der OT, das mich wieder einige Kilometer weiter nach Süden bringt, und zwar bis zu einem OT-Lager am Ostufer des **Libauer Sees**. An Libau sind wir gerade vorbeigefahren. Inzwischen war noch ein Soldat zugestiegen, der denselben Weg hat wie ich. Da sich nun gar kein Fahrzeug mehr sehen lässt, beschließen wir, zu Fuß weiterzugehen. Von jetzt an scheint uns das Pech zu verfolgen. Es ist Tauwetter, der Weg ist schlammig und aufgeweicht. Da fällt mir mein Karton in den Dreck, der meine wenigen Habseligkeiten enthält. Wir marschieren schon etliche Kilometer, ohne ein Fahrzeug zu sehen. Im nächsten Dorf³⁷⁵ gehe ich zum Ortskommandanten und bitte um eine Unterkunft für die Nacht. Der Herr Hauptmann meint, er hätte keinen Platz. Ich sehe schon an seinem Gebaren, dass er uns nicht will, verschwende kein Wort mehr an diesem hilfsbereiten Kameraden und verlasse das Haus und setze den Marsch fort. Der Soldat läuft immer brav mit. Als wir dann das nächste Dorf³⁷⁶ erreicht haben, beginnt es zu dunkeln. Wir beschließen daher, hier zu übernachten. Ich suche zunächst die nächste Feldküche auf und bitte um Verpflegung für uns beide. Da das Abendessen noch nicht fertig ist, müssen wir noch eine Weile warten. Dann aber werden wir reichlich bewirtet. Der gebefreudige Küchenunteroffizier nimmt mich noch in seine Stube mit und stellt mir einen Teller mit einem Berg von belegten Broten vor die Nase, den ich beim besten Willen nicht bewältigen kann. Den Rest nehme ich noch für den Soldaten mit. Nach dem Essen gehen wir auf die Suche nach einer Schlafstelle. Den hiesigen Ortskommandanten will ich erst gar nicht belästigen. In einem Haus am Dorfrand, in dem ein Feldwebel mit seinem Burschen wohnt, finden wir herzliche Aufnahme. Der Feldwebel bietet mir für die Nacht sogar sein eigenes Bett an. Nach einigem Sträuben nehme ich sein freundliches Angebot an. Der Soldat schläft mit dem Melder im Nebenraum.

21.3. Nach einem erquickenden Schlaf und einem gemütlichen Frühstück verabschieden wir uns von unseren freundlichen Gastgebern und setzen unseren Weg fort. Kurz hinter dem Dorf überholt uns ein lettischer Bauernwagen, der uns auf unsere Bitte hin mitnimmt. Nach einiger Zeit ist der Soldat am Ziel, verabschiedet sich und steigt vom Wagen. Ich fahre noch bis zum Hof des Bauern mit und gehe dann zu Fuß weiter. Nach meinen bisherigen Erkundigungen kann es nicht mehr weit sein bis zu den Quartieren unserer Trosse. Wir waren bisher an der Ostseite des unendlich langen Libauer Sees nach Süden gefahren und sind jetzt an der Südspitze des Sees vorbei. Durch Fragen habe ich erfahren, dass

³⁷⁵ möglicherweise *Dorupe(n)*

³⁷⁶ möglicherweise *Otanke*

mein Bataillon wieder an der Südfront des Kurlandkessels liegt, und zwar in der Nähe der ersten Stellungen, die wir bei unserer Ankunft in Kurland besetzt hatten. Da die Front nicht mehr allzu weit entfernt ist, müssen die Trosse also in den nächsten Dörfern zu finden sein. Von jetzt an frage ich jeden Soldaten, den ich treffe, nach dem Korps-MG-Bataillon. Bald bin ich in der rechten Gegend. Und da steht auch schon ein Schild mit Richtungsweiser am Weg: Korps-MG-Bataillon 410.

Ich biege von der Straße nach rechts in einen Feldweg ein und stapfe auf dem schlammigen Weg einem Gehöft entgegen, das ich in einiger Entfernung liegen sehe. Ich habe das Gehöft erreicht und gehe auf die Haustür zu, indem ich teils springend, teils gleitend von einer trockenen Stelle zur anderen über den Hof zu gelangen suche.

Beförderung zum Oberleutnant - EK I - Nahkampfspange

Da erscheint der Spieß der 2. Kompanie in der Haustür. Ich kenne ihn. Er hat mich schon von weitem kommen sehen. Nun begrüßt er mich: „Guten Tag, Herr Oberleutnant! Alles wieder ausgeheilt?“ – „Ja, Spieß, jetzt kann es wieder losgehen.“ – „Na, besten Dank, Herr Oberleutnant, lieber nicht, wir kommen gerade aus dem dicksten Schlamassel!“ – „Nanu, woher denn? – Übrigens bin ich Leutnant, Spieß.“ Der Hauptfeldwebel guckt mich an, halb fragend, halb erstaunt. „Nein, sie irren sich, Herr Oberleutnant, wissen Sie denn nichts von ihrer Beförderung?“ Jetzt gucke ich ihn an, halb fragend, halb erstaunt. Er fährt fort: „Ich habe ihre Beförderungsurkunde hier, ich werde sie Ihnen sofort holen.“ Wir treten beide ins Haus, und während ich meinen Pappkarton abstelle und mir den Dreck von den Stiefeln putze, kramt der Hauptfeldwebel auf dem Schreibtisch in seinen Papieren herum. „Hier, Herr Oberleutnant.“ Er hält mir ein Schreiben hin und ich nehme es in die Hand. Es ist ein Schreiben des OKH an das Gen.Kdo. X. A.K. (*Generalkommando des Zehnten Armeekorps*), Kurland. Ich lese: „Der Leutnant d. Res. Herbert Schrödter... ist mit Wirkung vom 1.1.45 vorzugsweise zum **Oberleutnant** d. Res. **befördert** worden.“

Tatsächlich, das habe ich nicht gewusst, kann ich darauf nur antworten. Nachdem ich mich von der ersten Überraschung erholt hatte, eröffnet der Spieß mir eine zweite: „Außerdem ist ihnen auch das EK I verliehen worden. Es kam unmittelbar nach ihrer Verwundung an. Ihr Hauptfeldwebel war Ihnen gleich nach Libau hinterher gefahren und hat Sie dort in allen Lazaretten gesucht, aber er hat sie nirgends gefunden und kam unverrichteter Dinge mit ihrem EK I zurück.“ Nachdem wir auch darüber noch einige Worte gesprochen hatten, lasse ich mir erzählen, was das Bataillon während meiner Abwesenheit erlebt hat. Und da erfahre ich furchtbare Dinge. Die Russen waren, nachdem die 4. Kurlandschlacht gerade beendet war, zu einem neuen Großangriff angetreten. Die **5. Kurlandschlacht** hat begonnen. Unser Bataillon wurde bei **Preekuln** in die Schlacht geworfen, wo es furchtbare Verluste erlitten hat. Meine Kompanie ist in dieser Schlacht bis auf 4 Mann aufgerieben worden. Der Hauptstoß des mit sowjetischen Garde- und Elitetruppen geführten Massenangriffs hatte unser Bataillon getroffen, das bei diesem Anprall vom feindlichem Vernichtungsfeuer völlig zerschlagen und von den Massen angreifender Panzer und Infanteristen überrannt worden ist. Der Bataillonskommandeur wurde verwundet, das Bataillon schon nach wenigen Tagen herausgezogen und in die jetzigen Stellungen verlegt. Meine Kompanie soll aufgelöst werden. Ein neuer Bataillonsführer ist schon da.

Der Spieß schließt seinen Bericht: „Ich habe die Geschäfte der 3. Kompanie bis zu Ihrer Rückkehr übernommen und auch Ihre Beförderungsurkunde aufbewahrt. Das Besizzeugnis des EK1 liegt für Sie beim Bataillon bereit.“

Während ich also im Lazarett lag, wurde meine Kompanie bis auf 4 Mann in einer mörderischen Schlacht vernichtet. Es ist das dritte Mal in diesem Krieg, dass ich dem tödlichen Schicksal meiner Einheit nur dadurch entgangen bin, dass ich gleich zu Beginn der Schlacht oder kurz vorher verwundet worden bin und im Lazarett oder in der Heimat war.

Der Spieß weist durch das Fenster zum nächsten Hof: „Da drüben liegt der Rest ihrer Kompanie, Herr Oberleutnant.“ Ich beschließe, erst einmal dort hinüber zu gehen und mich dann beim Bataillon zurückzumelden.

Der Bauernhof liegt hundert Meter entfernt. Ich trete ein und werde von dem Letten begrüßt, der mich gleich in das Zimmer führt, in dem meine Dienststelle untergebracht ist. „Guten Tag, Woog!“ begrüße

ich den Obergefreiten. „Guten Tag, Herr Oberleutnant!“ kommt es zurück. Der schmalgesichtige Hamburger erzählt mir nochmals von den Ereignissen der letzten Wochen. Er ist einer der vier Überlebenden. Obergefreiter Bohndorf ist auch noch am Leben. Drei der Überlebenden sind schon der 1. Kompanie zugeteilt. Er selbst ist beauftragt, die letzten noch laufenden Geschäfte abzuwickeln. Bei den Kämpfen war auch der gesamte Tross in den Graben geschickt worden. Der Spieß ist schon drei Tage später gefallen. Ein Volltreffer einer 12-cm-Werfergranate hatte die Decke des Unterstandes durchschlagen, wobei er getötet wurde. Auch mein treuer Sanitätsunteroffizier ist gefallen. Er war noch in Sili gefallen, einen Tag nachdem er mich im Akja vom Gefechtsfeld gezogen hatte. Er erhielt einen Kopfschuss, als er gerade einen Verwundeten versorgte.

Ich mache mich auf den Weg zum Bataillon, das einen Kilometer entfernt liegt. Das Gelände scheint höher zu liegen, denn der Boden ist trockener. Streckenweise gehe ich einfach querfeldein. Die Luft ist mild, und hoch am Himmel trillert eine Lerche.

Ich habe das Gehöft erreicht. Im Hof stehen zwei HF1, Fahrer laufen umher. Ich trete ins Haus und klopfe am Kommandeurszimmer an. Drinnen sitzt unser Oberzahlmeister Schneider am Schreibtisch. Der neue Bataillonsführer, Hauptmann Dietsch, liegt auf dem Sofa. Bei meinem Eintritt erhebt er sich und begrüßt mich sehr freundlich. Schneider lächelt. Und dann höre ich noch einmal die Geschichte meiner Beförderung, der Verleihung des EK I, der Schlacht von Preekuln und sonstiger Veränderungen im Bataillon. Auch die anderen Kompanieführer des Bataillons sind verwundet worden und noch nicht wieder zurück. Dafür wird ein neuer Oberleutnant erwartet. Jetzt überreicht Hauptmann Dietsch mir das **Besitz-Zeugnis** des EK I. Da steht es schwarz auf weiß: „Im Namen des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht verleihe ich den Leutnant Herbert Schrödter das **Eiserne Kreuz 1. Klasse** laut B.T.B. Nr. 26 vom 13.2.45.“

In der Begründung für die Verleihung des EK I an mich heißt es: „... weil er durch schnelles Erfassen der Lage und einen aus eigener Initiative geführten energischen **Gegenstoß** das Bataillon aus einer gefährlichen Lage befreit hat.“

Die Objektivität erfordert aber hinzuzufügen, dass mir im Augenblick des Gegenstoßes weder mein besonderer Schneid noch die gefährliche Lage des Bataillons bewusst war. Ich habe einfach nur getan, was man in solcher Situation tun muss, was mir meine taktische Ausbildung und meine soldatische Pflicht vorschrieben. Erst hinterher erkannte ich an den Äußerungen des Regimentskommandeurs, dass es wohl etwas Besonderes war. Vielleicht hat auch der Gefangene wertvolle Aussagen gemacht.

„Ein EK kann ich Ihnen noch nicht geben,“ meint der Bataillonsführer, das Ihrige ist bei den Kämpfen verloren gegangen. Ich muss erst ein neues anfordern. Bis dahin gebe ich Ihnen meines.“ Damit schraubt er sein EK I von seinem Rock und befestigt es an meinem Waffenrock. Dann wiederholt er noch einige Anweisungen bezüglich der Auflösung meiner Kompanie. Der Bataillonsarzt bewilligt mir noch eine „Schonzeit“ von acht Tagen, die ich auch zur Abwicklung der Kompanie-Auflösung verwenden werde. Danach soll ich dann die 1. Kompanie übernehmen.

Wir sitzen noch eine Weile plaudernd beisammen. Der Bataillonsführer Hauptmann Dietsch ist ein immer lustiger Sachse mit frechem Mundwerk und vielen kaum salonfähigen Witzen. Der Bataillonsarzt ist ein Lette, der mit einer deutschen Frau verheiratet ist und fließend Deutsch spricht. Seine Witzeleien gleichen denen des Bataillonsführers. Er ist ein sympathischer, frischer, hübscher Kerl. Der Oberzahlmeister Schneider ist Sudetendeutscher, hat mehrere Jahre in Lettland verbracht und spricht fließend lettisch. Er ist gut katholisch und hat daher viele Sympathien für mich.

Ich verabschiede mich nun und trete den Rückweg an. Es ist schon dunkel, und ich habe einige Mühe, mein Gehöft zu finden. Aber dann habe ich das Gehöft mit den vielen Telefondrähten erreicht, das mir vorhin schon aufgefallen war, und nun sind es nur noch hundert Meter bis zu meinem Hof.

Seit Tagen arbeiten wir an der Abwicklung der Auflösungsformalitäten: Bestandsaufnahme der Reste an Waffen und Gerät, Aufteilung auf die noch bestehenden Kompanien, Übergabe der Akten an das Bataillon, Benachrichtigung der Angehörigen der Gefallenen und Rücksendung des persönlichen Eigentums. Das sind alles traurige Arbeiten. Stundenlang sitze ich an den Briefen an die Angehörigen der Gefallenen. Wir sollen ja eigentlich befehlsgemäß die vorgedruckten Textformulare nehmen, die von nationalsozialistischen Phrasen strotzen. Ich habe kein einziges davon benutzt, sondern allen persönliche Briefe geschrieben. Aus dem Nachlass der Gefallenen war zuweilen seine religiöse Einstellung ersichtlich, und die Gläubigen habe ich mit dem Hinweis auf Gottes unerforschlichen Ratschluss zu trösten versucht.

Allmählich gleicht unsere Stube einem Postbüro. Zahllose verspätete Weihnachtspakete häufen sich zu Bergen an. Aber die Kameraden, denen sie zgedacht waren, sind tot, vermisst oder in Gefangenschaft. Wir öffnen alle ankommenden Pakete, nehmen die Esswaren heraus und verteilen Sie an die anderen Kompanien. Wertsachen, Fotos und sonstige persönliche Dinge schicken wir an die Angehörigen zurück. Zuweilen ist der essbare Inhalt schon verdorben, wie die herrliche große Wurst gestern. Wir hatten noch zwei lettische Hausfrauen zu Rate gezogen, aber auch sie meinten, sie wäre schon ungenießbar.

Gerade habe ich wieder ein Weihnachtspaket geöffnet. Ich schlage das bunte Papier zurück und blicke auf all die süßen Kostbarkeiten, selbstgebackene Plätzchen, Schokolade und Fondant. Mit welcher Liebe ist das alles sorgfältig verpackt! Ich sehe förmlich die armen Frauen- und Mutterhände, die mit Eifer und Liebe die paar Köstlichkeiten in das Päckchen legen, die sie sich selbst vom Munde abgespart und mit eigenen Händen hergestellt haben. Ich spüre die mütterliche Sorge und die Segenswünsche, die sie mit hineingelegt haben. Ich ahne manche Träne, die darüber geweint wurde. Doch den Mann oder Sohn erreicht es nicht mehr...

Ich habe aus diesen Paketen fast nichts gegessen. Einmal nahm ich den noch brauchbaren Rest von einem halben Pfund Butter, die schon ranzig zu werden drohte. Ein andermal ein Tütchen Konfekt und hier und da mal ein paar Kekse. Es widerstrebt mir, mich mit Dingen vollzustopfen, die meinen toten Kameraden zgedacht waren. Es ist vielleicht ein übertriebener Standpunkt, aber ich bin nun mal so. Ich bin deshalb nicht verhungert. Mir scheint, der arme Woog traut sich nun auch kaum etwas zu nehmen, nachdem er sieht, dass ich kaum etwas anrühre.

Meine Schonzeit ist bald herum, aber wir sind mit unseren dienstlichen Aufgaben auch fast fertig. So nehme ich mir noch Zeit für private Interessen. Ich besuche die lettischen Bauernhöfe, gucke sie mir genauer an und spreche mit den Bewohnern. Auf dem Dachboden eines Bauernhauses finde ich einen Sarg. Ich lasse mir erzählen, dass viele lettische Bauern ihren Sarg schon zu Lebzeiten zimmern oder zimmern lassen und ihn dann auf den Dachboden stellen, bis er gebraucht wird. Ein ständiges Memento mori!

In einem anderen Haus treffe ich eine alte Großmutter, die fast nur russisch spricht. Sie ist in der Zeit groß geworden, als Lettland noch unter zaristischer Herrschaft stand.

Ein großer Teil der Stellungen unseres Bataillons läuft durch Sümpfe und Sumpfwälder. Hier gibt es Wildschweine. Angehörige der 2. Kompanie haben so ein Biest geschossen. Genauer gesagt war es der Spieß, der mich für heute Abend zum Saubraten eingeladen hat. Außer ihm sind noch ein Offizier der 2. Kompanie, Leutnant Vriebel, und ein Unteroffizier dabei. Zu dem Braten gibt es Schnaps. Da ich aber nicht sicher war, ob das Vieh frei von Trichinen war, habe ich nur Kartoffeln mit Soße gegessen. Das hat auch köstlich geschmeckt. Die anderen haben sich an den Braten göttlich getan, ohne Schaden zu nehmen.

Sumpfstellung südlich des Libauer Sees

30.3.45. Nun ist es soweit. Ich übernehme die 1. Kompanie und gehe heute abend nach vorn. Das Verpflegungsfahrzeug der 2. Kompanie nimmt mich mit. Es ist ein ziemlich weiter Weg. Wir waren eine halbe Stunde gefahren und stehen nun hinter einer Heckenreihe, die durch eine künstliche Blende verstärkt ist. Hier müssen wir die Dämmerung abwarten, denn von hier aus führt der Weg über flaches, offenes Gelände, das der Feind einsehen kann. Nachdem es dunkel geworden war, setzen wir unseren Weg fort. In scharfem Trab geht es über die Ebene, bis wir nach einiger Zeit einen Waldrand erreicht haben, an dem ein Bauernhof liegt. Wir sind beim Bataillonsgefechtsstand. Der bisherige Führer der 1. Kompanie, ein sächsischer Oberleutnant, wartet schon auf mich. Er ist zur Armeewaffenschule nach Paulshafen abkommandiert und will mir nur noch die Kompanie übergeben. Er wird dann mit demselben Fahrzeug zurückfahren, mit dem ich nach vorn gekommen war. Er will mich noch selbst einweisen, und so gehen wir beide nach vorn.

Der Bataillonsgefechtsstand liegt noch auf festem Land, am Rande eines riesigen Sumpfbereiches. Der größte Teil der HKL aber verläuft mitten durch den Sumpf. Das gilt auch für meinen Kompanieabschnitt. Schon nach kurzem Weg verlassen wir den festen Boden, überschreiten auf gewundenen Pfad eine sumpfige Wiese und betreten dann einen Laufsteg, der sich in endlosen

Windungen durch Gebüsch und Sumpfwald schlängelt, sich möglichst der Sicht des Feindes entziehend, zuweilen aber auch über offene Wasserflächen führend. Unter uns steht schwarzes Moorwasser. Es ist dunkel, wenn wir durch hohen Sumpfwald schreiten; es wird heller, wenn wir über freie Wasserflächen gehen und der Himmel sein Dämmerlicht im Wasser spiegelt. Hölzern klappen unsere Schritte über den schmalen Steg. Stellenweise federn die Bretter, sodass wir zu wippen beginnen und den Schritt verlangsamen müssen. Der Steg liegt einen halben Meter über der Wasserfläche. An manchen Stellen ragen noch die Spitzen der Sumpfgräser aus dem Wasser. Anderswo ist das Wasser zwei Meter tief.

Nachdem wir etwa einen Kilometer gelaufen waren, erreichen wir einen Bunker, der auf einer kleinen Sumpfinsel steht. Der Boden hebt sich hier aus dem Wasser und ist mit einigen Gruppen hohe Birken und Erlen bestanden. Wir haben den Kompaniegefechtsstand erreicht. Mein Vorgänger gibt mir nun die notwendigen Erläuterungen und verabschiedet sich dann. Nun sitze ich hier in dem hölzernen Häuschen über den Stellungsplänen, um mir ein Bild von meinem neuen Kompanieabschnitt zu machen.

Wir liegen in einem riesigen Sumpfgebiet südlich des Libauer Sees. Meine Stellungen der vorderen Linie ziehen sich auf einer Straße entlang, die als künstlich aufgeworfener Damm der einzige trockene Weg durch dieses Sumpfland ist. Die Feuerstellungen und Unterstände sind teilweise in diesen Wall hineingegraben und stehen in Abständen von vierzig bis fünfzig Metern. In dem völlig versumpften Hinterlands dieser Kompaniefront befinden sich noch auf einzelnen inselartigen Trockenstellen einige sMG- und schwere Granatwerfer-Stellungen, die die ganze vordere Linie übersehen können. Auch der Waffenunteroffizier bewohnt mit seinem Gehilfen eine dieser kleinen Inseln. Mein Kompaniegefechtsstand ist mit den Frontstellungen auf der Straße und den Stützpunkten auf den Inseln durch Laufstege und Telefonleitungen verbunden. Hier im Kompaniegefechtsstand liege ich selbst mit meinem gesamten Kompanietrupp zusammen. Das sind 2 Melder, 2 Funker, 2 Fernsprecher, 1 Sanitäter und der Kompanietruppführer, also 9 Mann. Ich schlafe auf der Bank, auf der ich tagsüber sitze. Unser Unterstand ist ein Blockhäuschen, das auf dem schwankenden, morastigen Untergrund dieser winzigen Waldinsel steht. Der Laufsteg führt direkt daran vorbei. Auf der anderen Seite des Steges haben unsere Vorgänger sogar eine Laubhütte mit einer Bank gebaut. Es ist wie in der Sommerfrische. Als weiteren Komfort verfügen wir noch über ein richtiges Klo-Häuschen abseits des Unterstandes.

Es ist dunkel geworden, und ich gehe nach vorn, um die Stellungen zu inspizieren. Der Unteroffizier, der mich durch die Stellungen führen soll, schläft schon. Ich lasse ihn wecken und höre, wie er sich drinnen im Unterstand schimpfend erhebt. Brummend kommt er herausgekrochen und zeigt deutlich seinen Unwillen über die gestörte Nachtruhe. Ich sage nichts, denn ich verstehe ihn wohl, aber ich kann ja auch nicht schlafen, und ich kann nur nachts hierher kommen. Da ich den Mann nicht kenne, will ich ihn nicht gleich anpfeifen. Aber merken will ich mir diese *Marke*³⁷⁷. Als ich dann zu meinem Unterstand zurückkehre, liegt alles in tiefem Schlaf, außer dem Posten.

Die Stellung hat den großen Vorteil, dass auch das Vorfeld völlig versumpft ist. Das Wasser ist zwar nur knietief, aber mit Panzerangriffen ist hier nicht zu rechnen.

Die Unterstände sind durchweg kümmerliche, kleine Holzbuden. Die Dächer bestehen aus einer Bretterlage mit einer dünnen Sandschicht. Das ist höchstens ein Splitterschutz. Auf dem Boden liegt eine dünne Strohschicht, auf der die Landser schlafen.

Meine Bewegungsfreiheit ist hier stark eingeschränkt. Die Tage vergehen in ziemlicher Eintönigkeit. Tagsüber bewege ich mich in dem kleinen Wäldchen um unseren Unterstand herum oder in der Umgebung, soweit der Laufsteg dies zulässt. Manchmal sitze ich auch in der Laubhütte. Bei Einbruch der Dunkelheit, nach dem Verpflegungsempfang, gehe ich regelmäßig zu den Stellungen nach vorn oder auf die Inseln.

Heute abend kurz nach der Verpflegungsausgabe kommt ein Feldweibel wutschnaubend nach vorn und beschwert sich über die zu geringen Rationen. Zum Beweis zeigt er mir sein Kochgeschirr, das tatsächlich nur zu einem Viertel gefüllt ist. Da die Verpflegung hinten beim Bataillon abgeladen wird, ist der Küchenbulle schwer zu erreichen. Ich verspreche dem Feldweibel aber, dass ich morgen abend die Verpflegungsausgabe beim Bataillon kontrollieren werde.

³⁷⁷ Im Original „Maske“, ein ungewöhnlicher Ausdruck, vielleicht ein Tippfehler, da der Autor seltsame Personen häufig berlinernd als „Marke“ bezeichnete.

Da die Stellung ruhig ist, mache ich meine Stellungsbesuche und Spaziergänge auch am hellen Tag. Ich sehe mir die Arbeiten zur Verbesserung der Stellungen an, spreche mit den Männern, besuche den Waffenunteroffizier in seiner Wasservilla oder gehe auch mal an seichten Stellen vom Laufsteg herunter, um mir dieses eigenartige Sumpfland anzusehen.

Es liegt ein schwermütiger Zug über dieser Landschaft, eine drückende Stille. Das blanke, ruhige Wasser ist etwas unheimlich. An manchen Stellen habe ich selbst mit einem sehr langen Stock keinen Grund gefunden. An anderen Stellen ist er moorig und bodenlos. Es gibt aber auch trockene Stellen mit festem Untergrund. Der Wald steht im Wasser. Es ist alles etwas fremd. Auch die Tierwelt und ihre Stimmen sind anders und ungewohnt. Im letzten Schein der Abendsonne kreisen die **Bekassinen** spielend in der Luft, und ihr **Quarren** bringt einen ungewohnten Ton in die märchenhafte Fremdheit dieser Landschaft. Und abends erfüllt das Quaken von Millionen Fröschen die Luft. Anfangs war mir das alles neu und interessant, auf die Dauer aber fühle ich mich etwas unbehaglich in diesem Sumpf, fremd in der Landschaft und beengt durch den Laufsteg. Wohl wechselt der Wald mit offenen Flächen ab, aber zwischen den Waldstücken liegen keine Äcker und Wiesen, sondern trügerische Wasser- oder Sumpfflächen. Selbst auf dem Waldboden steht das Wasser. Vielleicht liegt es an der Schneeschmelze. Selten fester Boden oder trockene Waldstellen, nur auf dem Laufsteg, und selbst dieser schwankt noch unter jedem Schritt.

Heute nacht hat es ein Malheur gegeben. Ich erwache von einem lauten brechenden Krachen, dem ein lautes Stöhnen folgt. Sofort bin ich hoch. Im Dämmer des beginnenden Tages sehe ich, dass die mit drei Mann belegte obere Pritsche zusammengebrochen ist und die darunter liegenden drei Männer unter sich begraben hat. Wir ziehen die jammernden Männer aus den Holztrümmern hervor, wonach sie sich bald beruhigen. Sie waren mit dem Schrecken davon gekommen. Wir räumen die Trümmer fort, und darüber ist es Tag geworden. Wir bleiben gleich auf. Das war ein Schreck am Sonntagmorgen!

6.4.45. Das Telefon schrillt. Ich nehme den Hörer ab. Am Apparat ist der Bataillons-Adju, Leutnant von Bartenwerffer. Er kündigt mir den Besuch des Bataillonsführers an, der eben das Haus verlassen hat. „Ziehen sie sich den Rock an!“ schließt er das Gespräch. Nach einer Viertelstunde sehe ich Hauptmann Dietsch auf dem Laufsteg näher kommen. Nun tritt der in den Unterstand. Er lächelt so verschmitzt. Was hat er wohl? „Oberleutnant Schrödter, hiermit überreiche ich Ihnen als Anerkennung für tapferes Verhalten vor dem Feind auftragsgemäß die **Nahkampfspange in Bronze** für 12 anerkannte Nahkämpfe!“ Während er noch spricht, habe ich schon Haltung angenommen und lasse mir nun von ihm die Spange an den Rock heften. Nun prangt sie über der Tasche, auf der sich seit einigen Tagen das EK I befindet. Und unter diesem blinken das silberne Verwundetenabzeichen und das silberne Infanterie-Sturmabzeichen. Und daneben noch zwei Ordensbänder im Knopfloch.

Als ich dann wieder allein bin, ziehe ich mein Soldbuch aus der Tasche, entfaltet die Liste der eingetragenen Nahkampftage und lasse sie noch einmal in meiner Erinnerung vorüberziehen. Es sind 15 bestätigte Nahkämpfe. In Wirklichkeit habe ich schon mehr hinter mir, aber sie sind nicht alle anerkannt. Nicht einmal der Gegenstoß bei Kesteri, für den ich das EK I bekommen habe.

Von der Front hallt Pakfeuer herüber. Ich gehe auf den Laufsteg und sehe, dass der Beschuss einem Unterstand der Nachbarkompanie gilt. Die Einschläge sind schwach zu sehen, weil der Sumpfboden viel verschluckt. Nur dünne Rauchscheiter ziehen durch die Luft. Bruch – Volltreffer! Es dauert nicht lange, da habe ich die Meldung: 1 Toter und mehrere Verwundete. Die Besatzung des Unterstandes hatte wieder einmal bis in den hellen Tag hinein geheizt, so dass der dicke Rauch aus dem Ofenrohr stieg und dem Russen verriet, dass der Unterstand besetzt war. Selbstverständlich hat der Iwan dann draufgeknallt. Es war mir schon öfter aufgefallen, dass die Leute in diesem Bunker am helllichten Tag heizen. Nun haben sie die Quittung dafür. Ein Toter, der nicht zu sein brauchte. Was soll man da den Angehörigen mitteilen? Ehrlicher Weise müsste die Benachrichtigung lauten: Er ist durch eigene Dummheit, durch Leichtsinn und Ungehorsam gefallen.

Unser Unterstand ist zu eng. Nachdem nun auch noch die Pritsche zusammengebrochen ist, haben wir beschlossen, einen neuen Unterstand zu bauen, in den ich mit dem Kompanietruppführer und einem Melder einziehen will, während die übrigen in dem alten bleiben. Der Waffenunteroffizier hat gleich tatkräftig die Bauleitung übernommen und mit den ersten Arbeiten begonnen. Der neue Bunker ist zehn Meter vom alten entfernt. Die Balkenwände sind schon fast mannshoch.

Laut Befehl des O.K. *der Heeresgruppe Kurland* müssen alle rückwärtigen Dienste im Offiziersrang acht Tage Frontdienst machen. Ich finde das sehr vernünftig. Unser Oberzahlmeister Schneider

möchte in Übereinstimmung mit dem Bataillonsführer seine Frontwoche bei mir ableisten. Sobald der neue Unterstand fertig ist, wird er zu mir übersiedeln.

Heute hat die russische Artillerie eine Salve in das Gehölz meines Gefechtsstandes gefeuert. Offenbar haben sie unser Hämmer und Sägen gehört. Vielleicht können sie uns sogar sehen. Jedenfalls lag die Salve gut.

Der russische Beschuss wird seit einiger Zeit lebhafter. Neuerdings schießt er Störungsfeuer und Feuerüberfälle auf ganz bestimmte Punkte. Auch die Insel, auf der einer meiner sMG-Halbzüge liegt, erhält jetzt öfter Beschuss. Ich kann jetzt nur noch bei Dunkelheit hinüber. Der Laufsteg zur Insel führt über eine große, freie Wasserfläche. Das Wasser ist hier sehr tief. Ich muss gut aufpassen, wenn ich bei Dunkelheit herüberspaziere. Meist aber reflektiert die Wasserfläche soviel Licht, dass ich den Steg gut erkennen kann. Eben bin ich auf diesem Stützpunkt angelangt, als gerade wieder ein Hagel von Werfergranaten in den Wald prasselt. Nachdem die Lage krepirt ist, springe ich in den Unterstand, um das Ende der Beschießung abzuwarten. Während es draußen kracht und splittert, unterhalte ich mich mit den Soldaten. Vier Mann sind augenblicklich im Unterstand, zwei Mann sind vorn in der Feuerstellung. Nun ist der Feuerschlag vorüber, und ich pirsche mich mit einem Posten über den schlüpfrigen Pfad nach vorn. An den nassesten Stellen liegen Bohlen, über die man balancieren muss. Dann sind wir bei den MG-Nestern. Sie liegen am vorderen Rand eines Gebüschs, sind aber noch durch das Strauchwerk gedeckt. Außerdem ist das Buschwerk durch Balken verstärkt, sodass die Gewehre einen ganz ordentlichen Kugelschutz haben. Vor uns erstreckt sich die freie Wasserfläche bis an den Straßendamm. Es ist alles ruhig. Aber als ich den Rückweg antrete, krachen schon wieder einige Einschläge in das Gehölz. Ich verziehe mich noch einmal in den Unterstand, bis der Russe die Ballerei aufgibt.

Ich sitze abends mit meinem Kompanietrupp im Unterstand zusammen. Wir unterhalten uns über das „Thema 2“ des Landsers: Das Essen. (Thema 1 sind die Frauen.) Einer meiner Melder war vor dem Krieg Angestellter bei [Aschinger](#)³⁷⁸ und erzählt aus seinem Berufsleben. So hören wir kopfschüttelnd, dass z. B. kein Angestellter Esswaren mit herausnehmen durfte, so dass abends nach Geschäftsschluss die übriggebliebenen Bouletten eimerweise in die Mülltonnen wanderten.

Heute morgen gab es eine große Aufregung im Unterstand. Ich hatte vor meiner Morgenwäsche den Trauring abgelegt, was mir Carola streng verboten hatte. Wie ich ihn wieder aufsetzen will, gleitet er mir aus der Hand, rollt auf den Boden und verschwindet zwischen den Bodenbrettern. Die Männer lockern nun eine Bohle und heben sie etwas an. Darunter öffnet sich der Sumpf. Mehrere Augenpaare blicken suchend in diesen Morast, ein Gemisch aus Wasser, Schlamm und verfaulten Zweigen. „Da ist er!“ schreit ein Melder und greift hastig in das Wasser. „Vorsicht, Mensch!“ schreie ich dazwischen. Ich fürchte, dass er durch eine unvorsichtige Bewegung den Ring erst recht ins Gleiten bringt. Jetzt sehe ich ihn auch. Er schwebt gewissermaßen im Morast. Ich weiß nicht, was ihn noch hält, vielleicht ein Zweigstück. Der Melder fährt vorsichtig mit der Hand hinein und erwischt ihn tatsächlich. Das hat noch mal geklappt. Ich will ihn lieber nicht mehr absetzen.

Ich muss meine Kontrollgänge jetzt wieder nachts bzw. bei Dunkelheit unternehmen. Heute ist es bereits stockfinster, als ich auf dem Damm ankomme. Gleich vorn, wo der Laufsteg auf dem trockenen Damm endet, ist der erste Postenstand. Der Posten grüßt verschroben und macht eine unmögliche Meldung. Diesen Mann habe ich schon einmal angeschnauzt, als er auf dem Laufsteg am Kompaniegefechtsstand vorbeikam und mir einen unmöglichen Gruß vormachte. Jetzt fauche ich ihn wieder an und gehe dann weiter. Aber schon nach zehn Metern bleibe ich stehen und horche. Hinter mir flucht jemand laut und unaufhörlich. Ich mache sofort kehrt und gehe zu dem Posten zurück. Da steht der Landser und schimpft ganz fürchterlich. Ich nehme ihn aus dem Postenstand auf die Straße und frage ihn, was eigentlich los sei. Der Landser erwidert: „Herr Oberleutnant, sie haben was gegen mich!“ Und plötzlich bricht er in Tränen aus und ruft: „Ich weiß ja, dass sie ein guter Kompanieführer sind. Sie schimpfen mit keinem anderen, nur an mir haben sie immer etwas auszusetzen!“ Er ist ganz unglücklich. Ich bin verblüfft. Dann mache ich ihm klar, dass er doch wirklich ein völlig unsoldatisches Benehmen habe, und dass ich immer glaubte, er täte es aus innerem Widerstand, was ich nicht durchgehen lassen kann. Und deshalb habe ich ihn eben mal angeschnauzt. Aber nun sei ja alles gut. Ich beruhige ihn noch ein bisschen und setze dann meinen Weg fort.

³⁷⁸ *Berliner Gastronomieketten, bekannt für preisgünstige Mahlzeiten*

Ich bin unzufrieden mit mir. Ich habe diesen einfachen, unbeholfenen Mann, der hier recht und schlecht seine Pflicht tut, völlig falsch behandelt. Ich werde nie wieder einen Mann wegen so einer blöden Kleinigkeit vergrämen!

Schon zum zweiten Mal meldet mir ein Grabenposten, dass man drüben in den russischen Stellungen Arbeitsgeräusche höre. Auch habe er ganz deutlich deutsche Stimmen gehört. Das muss ich mir mal anhören. Ich gehe nach vorn und stelle mich in einen Postenstand. Es stimmt, drüben wird gehämmert und gesägt. Jetzt ruft jemand. Ich lausche gespannt. Tatsächlich – deutsche Worte, „komm her!“ Oder täusche ich mich? Russisch ist es jedenfalls nicht. Auch der Tonfall und die ganze Artikulation sind deutsch, jedenfalls nicht russisch. Es ist durchaus möglich, dass da drüben deutsche Kriegsgefangene oder Angehörige des kommunistisch beeinflussten „Nationalkomitees freies Deutschland“ arbeiten. Das ist zwar völkerrechtlich verboten, Kriegsgefangene zu solchen Arbeiten einzusetzen, aber der Russe tut vieles, was völkerrechtlich verboten ist.

Mein Spieß hat irgendwelche Unkorrektheiten begangen und ist vom Regimentskommandeur zu acht Tagen Frontdienst verurteilt worden. Ich habe ihn nach vorn in eine Stellung gesteckt, wo ich ihn heute besuche. Er ist gerade dabei, mit den anderen Kameraden den Deckungswall zu verstärken. Sein Schutzbedürfnis scheint gewaltig zu sein, denn er hat den Wall schon weit über Mannshöhe aufgeworfen, sodass man überhaupt nicht mehr hinübergucken kann. Er versperrt die Sicht zum Feind hinüber. Vogel-Strauß-Politik! Er scheint den Grundsatz „Sicht geht vor Deckung“ vergessen zu haben. Außerdem ist er vor den Granatwerfern, die die Russen massenhaft einsetzen, auch hinter dem höchsten Wall nicht sicher. Dabei sind sie alle noch mächtig stolz auf ihre Arbeitsleistung. Ich sage nichts zu ihrem schönen Bauwerk und gehe lächelnd weiter.

Karfreitag, 30.3.45.³⁷⁹ Die deutschen Städte sind Trümmerhaufen. Zahlreiche Kirchen sind zerstört. Wieviele Mütter mögen heute in den vom Bombenterror verschonten Kirchen in bitteren Tränen um ihren toten Sohn zum Kreuz aufblicken, wie damals die Gottesmutter! Karfreitag des deutschen Volkes!

20.4.45. Der Bataillonsführer schickt mir die ersten Verleihungsurkunden und Bänder des neu geschaffenen „Ärmelband Kurland“. Es sind die ersten acht Stück. Auch für mich ist schon eins dabei. Die andern sollen in Kürze folgen. Ich mache mich sofort auf den Weg zu dem MG-Stützpunkt auf der Insel, um die Bänder zu verteilen. Der damalige Gefreite assistiert mir dabei. Das Band hat eine Weberei in Goldingen hergestellt, und lettische Frauen haben in Heimarbeit die letzten Näharbeiten an dieser letzten deutschen Kriegsauszeichnung vorgenommen.³⁸⁰

Plötzlich kracht und dröhnt es an der Front. Mein rechter Kompanieabschnitt liegt unter schwerem Feuer. Das Telefon schrillt. Der Zugführer meldet sich. Er vermutet einen Angriff. Nach einiger Zeit jedoch flaut das Feuer ab und schläft dann ganz ein. Ich gehe nach vorn, um mich zu informieren. Es ist nichts passiert. Im Gegenteil, die Landser lachen sich tot! Da war nämlich beim Nachlassen des Feuers ein Landser von seinem Unterstand in die Feuerstellung gelaufen, immer wie eine Katze am Wall entlangschleichend. Da kam ihm plötzlich von der anderen Seite jemand entgegengepirscht, mit krummem Rücken und schussbereitem Gewehr. Beide erblicken sich gleichzeitig, und jeder hielt den anderen für einen Russen. Im ersten Schreck fahren beide zurück hinter die nächste Deckung und eröffnen das Feuer aufeinander, bis sie schließlich ihren Irrtum erkennen. Sie schwiegen sich aber über diesen Vorfall aus, um sich nicht lächerlich zu machen. Aber ein Dritter hat es zufällig mit angesehen und sorgt für schnelle Verbreitung dieses Schauspiels, über das die Landser sich kaputtlachen wollen.

Unser rechter Nachbar ist ein litauisches Bataillon³⁸¹. Heute Nachmittag war ich einmal drüben und habe den Kompanieführer unserer rechten Anschlusskompanie besucht. Es ist ein junger, hellblonder Leutnant. Ein hübscher Kerl, der recht gut deutsch spricht. Auch die Stellungen der Kompanie habe ich mir ein bisschen angesehen. Ihre MG-Nester und Schützenstände sind mit Baumstämmen bis in Brusthöhe gut gesichert. Sie haben mehr Holz, denn ihre Stellungen liegen zum Teil schon auf festem Land. Der Abschnitt dieses Bataillons ist derselbe, den damals das Bataillon des bayrischen Cholerikers besetzt hatte und der sich bis Jurmalciems hinzieht. Der nächste Kompanieabschnitt ist

³⁷⁹ im Original „19.4.45“. Im folgenden Jahr fiel der Karfreitag auf dieses Datum, den 19.4.46; der Gedanke passt selbstverständlich in beide Jahre.

³⁸⁰ Haupt, Kurland S. 70

³⁸¹ das Litauische Polizei-Bataillon F/13

schon der, den ich damals besetzt hatte. Es war unsere erste Stellung in Kurland. Zu dem Abschnitt, den Leutnant Harms mit dem 1. Zug damals besetzt hatte, kann ich hinübergucken.

Auf der linken Seite unseres Bataillonsabschnitts liegt eine Artillerie-Einheit, die ihre sämtlichen Geschütze bei den Kämpfen verloren hat. Nun stehen die Kanoniere als Infanteristen vorn. Ich habe sie heute mal besucht. Auch ihre Stellungen liegen schon auf festem Boden, der dichten Hochwald trägt. Entlang ihrer Front haben die Artilleristen einfach einen hohen Palisadenzaun errichtet, in den in bestimmten Abständen MG-Stellungen eingebaut sind. Das Vorgelände ist sehr unübersichtlich. Deshalb gelingt es sowjetischen Spähtrupps immer wieder, bis an den Zaun heranzukommen. Einmal haben sie sogar einen Posten ausgehoben. Die Einheit hat jetzt Verstärkung aus einem Konzentrationslager bekommen. Es sind durchweg Leute mit leichten Vergehen, die sie hier im Frontdienst abbüßen sollen.

Neben dieser Ari-Einheit liegt unsere 2. Kompanie, die Leutnant Voit führt. Auch sie liegt schon auf trockenem Land. Hier sind plötzlich zwei Mann verschwunden. Eines Morgens war der Postenstand leer, und alle Anzeichen deuten darauf hin, dass die beiden übergelaufen sind.

Von vorn wird mir gemeldet, dass drüben beim Iwan ein Propaganda-Lautsprecher unsere Leute zum Überlaufen auffordert. „Kameraden, kommt herüber und bringt Kochgeschirre mit. Es gibt Pudding! Und in unseren Fronttheatern seht ihr tausend süße Beinchen!“ Ich gebe die Meldung telefonisch zum Bataillon weiter. Kurze Zeit später hauen drüben ein paar Lagen unserer Artillerie in den Wald.

Eben kommt ein Anruf von vorn, dass der Lautsprecher schon wieder am Werk sei. Ich laufe nach vorn, um mir das mal anzuhören. Dieselben Lockungen wie gestern abend. Aber heute haben sie noch eine neue Platte aufgelegt. Plärrend schallt es herüber: „... und Eure Frauen haben Verhältnisse mit Amis und alliierten Gefangenen...“ Da brüllt einer meiner Landser zurück: „Macht nichts, dafür ... wir eure Weiber!“ Gröhlendes Gelächter über diese schlagfertige, aber wenig salonfähige Antwort! Von drüben ertönen noch einige Walzermelodien, und dann ist Ruhe.

Das Regiment hat laufende Aufklärung an der russischen Front befohlen. Ich setze also Spähtrupps ein. Die Patrouille des ersten Abends kommt ergebnislos zurück. Es stellt sich heraus, dass sie fünfzig Meter vor unseren Stellungen liegengeblieben und dann nach einiger Zeit zurückgekommen war. Zugegeben, dass das Gelände für unsere Spähtrupps ungünstig ist. Die Männer waten weite Strecken in knietiefem Wasser. Aber das hilft ja nun nichts. Wir wollen wissen, was drüben los ist. Und die Russen kommen ja auch durch das Wasser. Schließlich melden sich ein paar Freiwillige, darunter der Unteroffizier, der bei meinem ersten Informationsgang wegen seines unterbrochenen Schlafes so gemault hatte. Er hat sich inzwischen als waschechter Rabauke und furchtloser Draufgänger entpuppt. Kein Soldat, aber ein Landsknecht. Solche Männer sind oft unentbehrlich im Krieg, und ich war immer ganz froh, wenn ich solche Typen in der Kompanie hatte, allerdings mit Einschränkungen. So war auch dieser hier. Er war eigensinnig und unsoldatisch, aber furchtlos und deutsch!

Am folgenden Abend gehen nun zwei Mann los, ein Feldwebel und dieser Unteroffizier. Sie bleiben lange aus, so dass ich mir schon Sorgen mache. Nach etlichen Stunden kommen sie mit einer recht brauchbaren Skizze der feindlichen Stellungen zurück. Am nächsten Abend gehen sie noch einmal los, um ihre Beobachtungen zu vervollständigen. Danach ist die russische Front vor meinem Abschnitt etwa 600 bis 800 m entfernt und besteht aus einer massiven Baumsperre mit eingebauten MG-Nestern.

Einige Tage später bekomme ich vom Bataillon eine Luftaufnahme, die unter anderem die Richtigkeit dieser Beobachtungen beweist.

Heute revanchieren wir uns mit Gegenpropaganda. Das Bataillon hat ein russisches Mädchen angekündigt, das von meinem Abschnitt aus zu den russischen Stellungen hinübersprechen soll. Sie wird aber nicht zu mir kommen, sondern gleich von der vorgesehenen Stelle aus sprechen. Iwan hat sich alles ruhig angehört. Er hat nicht einmal geschossen. Ich habe das Mädchen leider nicht zu sehen bekommen. Es soll sehr hübsch sein.

Heute will ich einmal nach hinten zum Tross. Das Bataillon stellt mir ein Pferd zur Verfügung, das in einem Stall beim Truppenverbandplatz untergestellt ist. Während mein Pferd gesattelt wird, sitze ich noch mit unsrem Bataillonsarzt zusammen. Der Truppenverbandplatz ist nämlich dicht neben dem Bataillonsgefechtsstand in einem Bauernhof untergebracht. Ich mag diesen frischen fröhlichen Letten sehr gern, nur seine schlüpfrigen Witze gefallen mir nicht. Wenn er mit dem Bataillonsführer zusammen ist, wird es ganz schlimm. Er ist eben Mediziner!

Der Bursche meldet, dass das Pferd gesattelt ist. Ich verabschiede mich bis zum Abend, sitze auf und reite los. Unterwegs passiere ich das kleine Dorf **Nica**, dessen Kirche zerstört ist. Ich erfahre, dass der Turm von Deutschen gesprengt worden war, weil man ihn bei einer zeitweiligen Frontzurücknahme den Russen nicht als Ari-B-Stelle in die Hände fallen lassen wollte. Der evangelische Geistliche hatte sich vorher erboten, den Turm mit seinen Dorfbewohnern abzutragen, damit er nicht gesprengt werden muss. Aber das deutsche Sprengkommando ließ sich nicht darauf ein, und eines Tages flog der Turm in die Luft. Vielleicht zwang Zeitmangel zu dieser Maßnahme, aber die Bevölkerung, die uns mit so großer Sympathie zur Seite steht, wurde wieder einmal schockiert. Der deutsche Elefant im Porzellanladen!

Ich bin beim Tross. Da ich vorher angekündigt war, ist alles auf Hochglanz poliert und in bester Ordnung. Der Rechnungsführer hat aus seiner Bekleidungskammer geradezu eine Textilwarenausstellung gemacht. Nur das Essen enttäuschte mich. Es gibt nämlich Fisch, Brathering. Vielleicht wollten sie mir damit etwas Besonderes bieten. Sie konnten nicht wissen, dass ich kein Freund von Fischgerichten bin. Aber ich lasse mir nichts anmerken. Doch nachmittags gibt's Ärger. Ich schreibe gerade einen Brief an Carola, als ich sehe, wie der Spieß seinem Hund eine Schüssel mit Milch vorsetzt. Das ging mir doch zu weit. Meine Männer vorn müssen mit dem spärlichsten Essen auskommen, und hier hinten kriegt der Köter täglich Milch zu saufen! Dieser halbe Liter Milch täglich könnte eigentlich den Frontsoldaten mit der abendlichen Verpflegung gebracht werden. Der Spieß will die peinliche Situation mit einem Witz retten. Der Hund sei eine „eiserne Ration“. Er habe ihn deshalb „Gulasch“ genannt. Zum Abendessen bin ich bei Oberzahlmeister Schneider eingeladen. Auch der Bataillonsführer ist dabei. Hier gibt es nun eines meiner Leibgerichte: Eierkuchen. Nach dem Essen mache ich mich auf den Rückweg, und zwar mit einer neuen Kopfbedeckung. Es ist eine weiche Schirmmütze, wie sie die Offiziere im 1. Weltkrieg und zum Teil heute noch tragen. Sie lag bei Schneider herrenlos herum, und er hatte keine Verwendung für Sie. Nun trage ich sie, obgleich sie mir etwas zu klein ist.

Auf dem Rückweg inspiziere ich noch eine Brückenwache, die meine Kompanie hier an der Straße stellen muss.

Nun habe ich die Hauptstraße Libau–**Memel** erreicht und wende mich nach Süden. Die Sonne beginnt schon langsam zu sinken, aber die Luft ist weich und mild. Es ist ja Vorfrühling, und der Mai naht heran. Die hohen, alten Chausseebäume bedecken sich bereits mit zartem Grün. Links auf dem Acker schreitet ein pflügender Bauer. Das Pferd zieht die blanke Pflugschar, während der Landmann mit schweren Schritten der Furche folgt. Wenn sie vor dem sinkenden Glutball der Sonne stehen, sind sie nur als dunkle Silhouette sichtbar. Welch ein Bild des Friedens! Frieden? Irgend etwas würgt mir in der Kehle. Sind es die Erinnerungen an meine Jugendzeit auf dem Dorf meines Großvaters, die mit diesem Bild lebendig werden? Ist es das Gefühl dieses unglücklichen Krieges und unserer dunklen Zukunft hier oben? Ich weiß es nicht, aber plötzlich rinnen mir die Tränen über die Backen. Und da weit und breit kein Mensch zu sehen ist, lasse ich sie ruhig laufen. Meine Nerven sind auch schon kaputt.

Fast an derselben Stelle hier hatte ich heute früh auf meinem Hinweg zwei Männer des Bataillonsstabes getroffen. Einen von ihnen kannte ich, den *Obergreiften* Bohndorf. Er ist Bataillonsschreiber. Ich war stehen geblieben und hatte mich eine Weile mit ihnen unterhalten. Dann setzten wir unsere Wege in entgegengesetzter Richtung fort.

Heute früh erwache ich von einigen sonderbar gedämpften Explosionen. Ich trete aus dem Unterstand heraus und blicke zum Himmel. Da sehe ich hoch in der Luft rosa Explosionswölkchen sich aufbauschen. Sie blähen sich auf, und dann fällt es wie Schneeflocken herab. Propaganda-Granaten mit Flugblättern!

Laut Befehl muss jedes Bataillon einen NSFO³⁸² namhaft machen. Bei uns sträuben sich alle mit Händen und Füßen. Niemand will den Posten übernehmen. Da muss der Bataillonsführer einen bestimmen. Wie immer in solchen Fällen nimmt man den jüngsten. Und da ich der jüngste Kompanieführer im Bataillon bin, werde ich dazu bestimmt. Ich kam zu diesem Posten wie die Jungfrau zum Kind. In dieser neuen Eigenschaft wurde ich zu einer Besprechung bei der Division³⁸³ kommandiert. Die Besprechung und das anschließende Essen waren nicht der Rede wert, aber der Tag

³⁸² *Nationalsozialistischer Führungsoffizier, die Nazi-Variante des Politikommissars*

³⁸³ *Das Bataillon unterstand in diesem letzten Zeitraum der (Divisions-) Gruppe Oberst von Gise, die als Regiments- und Divisionsstab fungierte.*

als solcher mit dem Spaziergang am Ostseestrand war herrlich. Die Gebäude des Divisionsstabes liegen mitten in den Dünen unter den Kronen hoher Kiefern. Von hier aus steigen wir zum Strand hinunter und blicken über die See. Weit hinten in der Ferne erheben sich die schlanken Kirchtürme von Libau. Und weit im Westen, dort hinter der [Kimm](#), wohnt Carola. —

Beide Seiten scheinen sich jetzt mächtig in den Propaganda-Feldzug zu stürzen. Oder ich merke es jetzt nur, weil ich NSFO geworden bin. Jedenfalls werden wir mit Propagandamaterial überschüttet. Stapel von Flugblättern liegen in meinem Bunker. Sie sind uns sehr willkommen, denn wir sind knapp an Toilettenpapier. Auch das Format ist gerade passend.

30.4.45. Mitten in der Nacht schrillt das Telefon. Was ist das bloß für eine Unruhe in letzter Zeit. Verschlafen nehme ich den Hörer ab. Mann meldet mir, dass der Adjutant auf dem Weg zu mir ist. Er bringt eine wichtige Nachricht, über die der Anrufer nicht sagen will. Bald darauf öffnet sich die Bunkertür. Der Adju mit einem Melder ist da: „Schrödter, der Führer ist gefallen! Laut Befehl des O.K. sollen die Kompanieführer sofort und persönlich ihren Männern die Nachricht überbringen und zur Ruhe und Besonnenheit ermahnen.“ Na, viel ist ja dazu nicht mehr zu sagen. Der Adju geht wieder, und ich jongliere mit meinem Melder in der dunklen Nacht über den Laufsteg zu den Stellungen, gehe von Stellung zu Stellung und überbringe den Landsern die Nachricht vom Tod Adolf Hitlers mit einigen mehr oder weniger notwendigen Bemerkungen.

1.5.45. Mitternacht ist vorüber. Mein Geburtstag hat begonnen. Eben war der Bataillonsführer mit Oberzahlmeister Schneider hier, um mir zu gratulieren. Sie haben mir als Geschenk eine Flasche Kognac mitgebracht. Nun sind sie wieder gegangen, und ich will weiterschlafen. Dazu brauche ich mich nur umfallen zu lassen, denn ich sitze schon auf meiner Pritsche.

Vor einigen Tagen ist ein Landser zurückgekommen, den die Iwans gefangen genommen hatten. Man hat ihn drüben ausnehmend gut behandelt und gepflegt, hat ihn dann durch sämtliche Feuerstellungen aller Waffen und Kaliber geführt, um ihm die erdrückende Übermacht der Roten Armee zu demonstrieren. Dann hat man ihm eine baldige neue Offensive angekündigt. Auch ein Mädchen hat man ihm angeboten, das er allerdings – wie er sagte – abgelehnt habe. Und dann haben sie ihn wieder zu uns herübergeschickt mit dem Auftrag, die Aussichtslosigkeit unseres weiteren Widerstandes klarzumachen und die Kameraden zum Überlaufen aufzufordern und mit ihnen zu den russischen Linien zurückzukehren. Der Soldat kam also zurück und meldete seine Erlebnisse dem Regiment³⁸⁴.

Die [6. Kurlandschlacht](#) ist lange vorbei. Diesmal waren wir von der Wucht der Offensive verschont geblieben, weil der Russe nördlich von uns versucht hat, endlich nach Libau durchzustoßen und uns diesen für uns lebenswichtigen Hafen zu entreißen. Auch diesmal ist der an dem unbeschreiblichen Opfermut und der Tapferkeit unserer Soldaten gescheitert. Allein gegen eine Allensteiner Division³⁸⁵ rennen 9 sowjetische Divisionen an. Die Kämpfe in dem großen Waldgebiet sind mörderisch. Die zähen Ostpreußen igeln sich ein, klammern sich an jedem Baum fest. Ihre Kompanien sind nur noch 30 Mann stark, aber sie halten dem Angriff stand! Bei einer Übermacht von 1:9! Südlich von [Schrunden](#) wird die 8. sowjetische Gardedivision sogar eingekesselt und vernichtet!³⁸⁶ Und so ähnlich verliefen alle Kurlandschlachten. Natürlich mussten wir vor der erdrückenden Übermacht der Sowjets langsam zurückweichen und erlitten blutige Verluste, aber der Russe hat trotz unvorstellbar hoher Blutopfer sein Ziel in Kurland nicht erreicht.

Die Nacht ist unruhig. Pausenlos brummen sowjetische Flugzeuge über Libau. Die Bombendetonationen lassen den Boden leicht erzittern, während unsere Flak mit wütendem Feuer ihre roten Krallen in die Bomberschwärme schlägt. Da wird wieder so mancher rote Flieger sein Leben lassen müssen, denn die Flak um Libau ist berühmt wegen ihrer hohen Abschusszahlen. Im Februar

³⁸⁴ vgl. vorstehende Fußnote 383

³⁸⁵ Unter Berücksichtigung der auf der [Lagekarte vom 01.04.](#) auffallenden Truppenmassierungen vor der Armeegrenze ("Naht") südwestlich Frauenburg und dem nördlich anschließenden Waldgebiet muss es sich um die in Allenstein aufgestellte [11. I.D.](#) gehandelt haben.

³⁸⁶ (Haupt, Kurland S. 106) Zwei Regimenter dieser Division (NARA Roll ?? Frame 6459440 u. Karte 6065262 geben 7. GSD an) waren rund eine Woche lang, mindestens 21.–29.03.1945 (Frame 6459323/92) bei II. A.K./290. Inf.Div. südwestlich [Frauenburg \(Saldus\)](#), nordwestlich [Pampāji](#) bzw. südwestlich [Lapuki](#) (Frame 6459341, [Heereskarte Osteuropa 1:300000 Zusammendruck R58/S56](#)) eingekesselt und erlitten schwere Verluste, aber die Division wurde nicht zerstört. (Mitt. Alexander Rshavin vom 14.05.2019; Quelle: [pamyat-naroda.ru](#) S. 95 ff.). [Schrunden \(Skrunda\)](#) liegt 20 km nordwestlich von [Pampāji \(Pampeln\)](#).

hatte sie z. B. an einem Tag zusammen mit deutschen Jagdfliegern 60 rote Bomber abgeschossen, nachdem schon auf dem Anflug 40 Maschinen der Sowjets vernichtet worden.

Meine Soldaten zeigen eine bewunderungswürdige Haltung. Trotz aller Gerüchte und Munkelien vom beginnenden Zusammenbruch bleiben sie völlig ruhig und tun wie selbstverständlich ihren schweren Dienst. Kein Andeut von Unzufriedenheit, keine Widersetzlichkeiten, keine Überläufer! Hier zeigt sich deutlich, wie tief die alte Manneszucht sitzt.³⁸⁷ Eine bewunderungswürdige Armee! Sie hätte ein besseres Los verdient!

Was die Soldaten dieser Armee bis zuletzt an fast übermenschlichen Leistungen vollbracht haben, werden spätere Berichte bezeugen, wenn der Schock des verlorenen Krieges überwunden und die Zeit für eine objektive Beurteilung reif ist. Dann wird hoffentlich die Zeit der Hetz- und Schmutzkampagne unserer linken Literatur-Mafia und ihrer blinden Ideologen überwunden sein. Kein Volk der Welt hat seine eigene Armee jemals so in den Dreck gezogen, wie es bei uns geschehen ist.

Kapitulation

8.5.45. Für heute hat sich ein Frontkino angesagt. Hinten beim Bataillon wird in einer Scheune eines Bauernhofes der Film „Der Tag nach der Scheidung“ vorgeführt. Jede Kompanie soll einen Zug nach hinten schicken. Auch ich gehe mit. Es ist 11 Uhr vormittags. Der Film läuft. Auf der Leinwand erscheint der Kurfürstendamm und die Gedächtniskirche. Hupende Autos und klingelnde Straßenbahnen in dem Verkehrsgewühl zaubern die Erinnerung an die Heimat herbei. Berlin! Meine Heimat! Erinnerungen an Erlebnisse der Friedenszeit werden lebendig. Ich bin ganz versunken in diese Bilder der heimatlichen Welt. Front und Krieg sind vergessen.

Da fällt ein heller Lichtschein in den dunklen Raum. Eine Stimme ruft: „Oberleutnant Schrödter zum Adjutanten!“ Noch ganz benommen von der heimatlichen Atmosphäre des Films und etwas unwillig über die Unterbrechung trete ich aus dem Dunkel der Scheune ins Freie. Draußen steht Leutnant Bartenwerffer. Er guckt mich an, geht mit mir einige Schritte weiter und sagt nur ein Wort: „Aus!“ Ich habe sofort begriffen. Kapitulation! Während ich das denke, höre ich ihn neben mir dasselbe Wort aussprechen. Fast mechanisch antworte ich: „Ach du Donnerwetter, so eine Schweinerei!“ Allzu überraschend kommt dieses Ereignis ja nicht, aber nun, da es eingetreten ist, sieht es etwas anders aus. Noch dazu in einem Augenblick, in dem ich in Gedanken in Berlin war. Das war eine kalte Dusche.

Während wir nun langsam zum Bataillon zurückgehen, gibt mir der Adju noch einige Anweisungen zur Durchführung des Kapitulationsverfahrens. Um 14 Uhr sollen die Männer in den Stellungen weiße Tücher auf die Unterstände stecken. Die Russen haben Anweisung, die Stellungen erst morgen zu übernehmen. Alles bleibt in den Stellungen. Sich nach Libau durchzuschlagen zu wollen sei zwecklos, da alle Wege dorthin von Feldgendarmerie gesperrt sind. Weitere Anweisungen folgen später.

Ich erfahre noch, dass das O.K. Kurland schon seit dem 6.5. Kapitulationsverhandlungen führt.³⁸⁸ Unsere Kapitulation war notwendig geworden, weil das Reich schon vorher kapituliert hatte³⁸⁹ und weiterer Widerstand hier oben sinnlos gewesen wäre. Das O.K. hat die Verhandlungen mit den Russen absichtlich in die Länge gezogen, um noch möglichst viele Menschen aus Kurland herauszuschaffen, allein in den zwei Nächten vom 6.–8. Mai sind allein in Libau 80.000 Mann eingeschifft worden und in Richtung Heimat ausgelaufen, und zwar 30.000 Offizieranwärter und 50.000 Verwundete. Daher also die Bombenangriffe auf Libau in den letzten Nächten! Ob die Transporte allerdings alle die Heimat erreichen werden, ist fraglich, denn sie wurden nicht nur während der Verschiffung, sondern auch beim Auslaufen und auf See von sowjetischen Bombern und Seestreitkräften angegriffen.

Ich gehe also in meine Stellungen zurück und gebe meinen Soldaten die Kapitulation bekannt. Sie nehmen die Nachricht mit stoischer Ruhe auf. Sie kam ja nicht gerade überraschend. Ich sage ihnen, dass sie um 14 Uhr weiße Tücher auf die Bunker stecken sollen, dass sie in den Stellungen bleiben sollen und dass jedes Absetzen zwecklos sei. Dann begeben sie mich in meinen

³⁸⁷ Ein Verbindungsoffizier des OKW schildert am 09.05. die Stimmung der Truppe in Kurland als tadelloso diszipliniert (KTB OKW 1944–1945 S. 1487)

³⁸⁸ gem. Haupt, Kurland S. 121, ab 07.05.

³⁸⁹ Es ist wohl die Waffenruhe im Südwest-Bereich ab 02.05. 12.00 Uhr (KTB OKW 1944–1945 S. 1470), in Norddeutschland, Holland und Dänemark ab 05.05. 8.00 Uhr gemeint (S. 1474)

Kompaniegefechtsstand, wo ich sämtliche Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, Stellungen- und Feuerpläne verbrenne. Nur die Minenpläne müssen laut Befehl an die Russen übergeben werden. Dann gieße ich zu unser aller Bedauern die Kognacflasche, die noch fast voll ist, ins Wasser. Die Männer hätten sie lieber ausgetrunken, aber es ist besser, wenn wir jetzt nüchtern bleiben. Anschließend nehme ich den russischen Trommelrevolver, den ich seit der Kesselschlacht von Uman getragen habe, auseinander und werfe die einzelnen Teile in den Sumpf. Dann packe ich meine restlichen Habseligkeiten zusammen und warte auf die Dinge, die da kommen sollen.

14 Uhr. Jetzt stecken sie vorn die Handtücher raus! Nach einer Viertelstunde schrillt das Telefon: „Herr Oberleutnant, vor der Stellung stehen Russen! Sie winken und kommen ganz langsam und vorsichtig auf unsere Stellungen zu!“ Ich gebe die Meldung sofort ans Bataillon weiter. Laut Vereinbarung sollen sie doch erst morgen kommen. Das ist **schon der erste Bruch der Abmachungen durch die Sowjets!** und das schon eine Viertelstunde nach Inkrafttreten der Vereinbarungen. Das ist typisch für die Russen.

Drüben bei den Litauern fallen Schüsse. Infanterief Feuer flackert auf. Die Litauer ergeben sich nicht. Sie wissen, was sie erwartet. Die Sowjets beanspruchen sie als Sowjetbürger und behandeln sie, die gegen sie gekämpft haben, als Verräter. Das kann für sie alle den Tod bedeuten.

Wieder rasselt der Feldfernsprecher. Ein Feldweibel ist am Apparat: „Herr Oberleutnant, jetzt sind die Iwans in den Stellungen! Sie sind vor Freude außer Rand und Band. ‚Woina³⁹⁰ kapuut, Itleer kapuut‘ schreien sie fortwährend und nehmen dabei unseren Männern die Waffen ab. Ein sowjetischer Sergeant benimmt sich etwas rabiat. Ein widerlicher Kerl. Die andern sind friedlich.“ So kam die Meldung in abgerissenen Sätzen durch. Ich gebe sofort alles ans Bataillon weiter. Dort sind jetzt auch schon sowjetische Offiziere eingetroffen, sagt mir Bartenwerffer am Telefon.

Noch einmal rasselt der Apparat: „Sie bauen jetzt das Telefon ab!“ meldet der Zugführer von vorn. Dann ist die Verbindung unterbrochen. Ich nehme nun Verbindung mit dem MG-Stützpunkt auf der Insel auf. Die können ja den ganzen Abschnitt übersehen. Der Stützpunkt meldet, dass sie vorn jetzt alle Waffen und Geräte zusammentragen. Alle sind es übrigens nicht mehr. Der Rabauken-Unteroffizier hat sein MG in den Sumpf geschmissen, bevor die Russen in der Stellung ankamen.

Wie sich bei Gefahr alles um den Führer drängt! Der ganze Kompanietrupp ist um mich herum und hängt an meinem Gesicht. Alles, was ich jetzt tue und sage, ist entscheidend für das innere Gleichgewicht der Männer. Der Waffenunteroffizier ist mit seinem Gehilfen ebenfalls zu mir gekommen. Wenn ich jetzt nervös würde, drehten die Männer vielleicht durch. Aber es besteht keinerlei Anlass zu Aufgeregtheit.

Jetzt meldet der Stützpunkt, dass die Kompanie antritt und aus der Stellung herausgeführt wird. Sie wird zu den russischen Linien gebracht. Jetzt habe ich nur noch meinen Kompanietrupp und den Halbzug auf der Insel. In dieses gefährliche Sumpfgelände wagen sich die Iwans nicht.

Ich rufe das Bataillon an, melde den Abzug der Kompanie und mache den Vorschlag, mit dem Kompanietrupp zum Bataillon zu kommen. Der Adju will nicht recht. Nach einiger Zeit rufe ich noch mal an und mache ihm klar, dass es sinnlos sei, hier noch allein sitzen zu bleiben. Da ist er dann einverstanden. Ich teile nun den Kompanietrupp in Gruppen zu je zwei Mann und lasse sie dann in kurzen Abständen nach hinten losziehen. Zuerst die Funker mit ihrem Gerät, dann die Fernsprecher, dann den Waffenunteroffizier mit Gehilfen, dann die Melder und zum Schluss ich selbst mit meinem Sanitäter.

Unser letzter Gang in Freiheit! Schade um soviel vergebliche Tapferkeit, so viel Heldentum, so viel vergossenes Blut! Das einzige, was bleibt, ist das Bewusstsein, dass die Armee diesen Krieg nicht verloren hat. Verloren hat ihn die unfähige Clique politischer Demagogen um Hitler. Dazu gehören auch einige Nichtskönner und Nazis im Führungsstab der Wehrmacht. Verloren haben ihn die Politiker.

Die Kurlandarmee hat kapitulieren müssen, weil das Reich kapituliert hatte und weil sie keinen Nachschub mehr bekam. Ihre Widerstandskraft blieb ungebrochen. Die Kurlandarmee blieb unbesiegt bis zur letzten Stunde!

Ende.

³⁹⁰ *Война, Krieg*

8.5.45. Der Krieg ist aus und verloren. Das muss man Hitler lassen: Was er tut, das tut er gründlich. Er hat auch diesen Krieg gründlich verloren. Wenn er sich wenigstens vorn in den Graben gestellt und bis zur letzten Patrone gekämpft hätte, wie er es von uns immer verlangt hatte, dann wäre es noch ein ehrenvoller Abgang gewesen! Nach einem von ihm selbst erlassenen Gesetz galt Selbstmord als Fahnenflucht. Ausgerechnet der Mann, der immer von der hohen Tugend der Ehre sprach, hat sich den ehrlosesten Abgang vor der Geschichte bereitet. Seine Komplizen folgten ihm auf demselben Weg. Feige und ehrlos haben sie sich aus der Geschichte geschlichen. Der so glanzvoll begonnene Aufstieg des Reiches brach an dem inneren Unwert seiner Führer zusammen.

Die Geschichte ist eine Frau, und ihr Schicksal eine **Brunhildentragik**. Immer sucht sie ihren Herrn und Meister, ihren Helden. Und wie selten findet sie ihn. Und wenn sie ihn fand, war er ihrer unwürdig, wie **Gunther**.

Diese elenden Parteibonzen, die dauernd von nationaler Ehre, germanischer Treue und vom Durchhalten bis zum letzten Blutstropfen faselten, desertierten, als sie ihr eigenes Leben für ihr System einsetzen sollten. Man sagt, dass alle Parteiführer und aktiven Nazis einen Tag vor der Kapitulation die Festung Kurland mit amtlichen Fahrscheinen verlassen hatten. Ein Volk, das solche Kreaturen gebiert und unter sich duldet, hat kein besseres Schicksal verdient. Nun muss der kleine Mann aus dem Volk die ganze Last der Kriegsfolgen tragen.

Charakter ist Schicksal.³⁹¹

Soll nun mein Leben mit all den guten Vorsätzen, Plänen und Aufgaben, die ich mir gestellt habe, so unvollendet bleiben? Mein Leben war erst im Rohbau fertig. Zwar hatte ich mit meiner Beförderung zum Studienrat³⁹² mein ziviles Berufsziel vorerst erreicht. Im Felde war ich Oberleutnant und Kompanie-Chef³⁹³ geworden. Und ich hatte geheiratet. Als ich nun hätte beginnen können, mein Leben auszufüllen, machte mir das Schicksal einen Strich durch die Rechnung. Wohl weiß ich, dass die Ehe kein Garten ist, in dem alles nur immer blüht und gedeiht. Aber ein alleinlebender Mensch ist in gewisser Hinsicht unvollständig. Ich habe eine Frau gefunden, die eigentlich gar nicht mein „Typ“ ist. Ich suchte in meiner Vorstellung immer eine sanfte, anschmiegsame Frau und fand eine sehr selbständige, eigenwillige und kluge Frau. Heute bin ich sehr froh darüber, weil unsere Kinder sie brauchen werden, wenn ich – vielleicht – nicht mehr zurückkehre. Aber über meine Ehepflichten war ich mir klar: Die Aufgabe der Ehegatten ist, sich in gegenseitiger Formung und in gemeinsamem Streben zu einem höheren Sein emporzuarbeiten, zu immer größerer Vollkommenheit zu gelangen und sich gegenseitig in den Himmel zu bringen. Und das Wertvollste ihres Wesens den Kindern weiterzugeben mit der Bitte an den Herrgott, dass die Natur sie gnädig unterstützen möge. In diesem Sinne wollte ich meine Ehe führen.

Und wie wollte ich meinen lieben Eltern noch Dank abtaten für alle Sorge und Mühe, die sie meinerwegen hatten! Zu spät! Ich bin froh, dass ich diese späte Erkenntnis meinen Eltern wenigstens in einem Brief noch mitgeteilt habe. 35 Jahre lang habe ich mehr oder weniger gedankenlos bei meinen Eltern gewohnt. Jetzt, wo ich befürchten muss, sie nie wiederzusehen, fällt mir ein, wie selten und wie wenig ich ihnen meine Liebe und Dankbarkeit gezeigt habe und was ich ihnen noch gutes hätte tun können.

Ich hadere nicht mit meinem Schicksal wegen dieses Wandels in meinem Leben. Vieles im Leben bleibt sowieso beim guten Vorsatz stecken. So würde wohl auch nur ein Bruchteil meiner guten Vorsätze Wirklichkeit werden. Aber der Herrgott möge, wenn ich die Heimat nicht wiedersehe, den guten Willen für die Tat nehmen.

³⁹¹ *Heraklit, Fragmente, B 119: „Der Charakter des Menschen ist sein Schicksal.“*

³⁹² 1943

³⁹³ *letzteres wird im I. Kapitel des 2. Buches berichtet*